

JAHRBUCH DES OBERÖSTERREICHISCHEN MUSEALVEREINES

109. Band



Linz 1964

Inhaltsverzeichnis

Vereinsbericht	S. 7
Nachrufe: Hofrat Herbert Jandaurek, Eduard Beninger, Rudolf Schwarzmüller, Alois Watzinger	S. 13
Wissenschaftliche Tätigkeit und Heimatpflege	S. 25
OÖ. Landesmuseum	S. 25
Die wissenschaftl. Einrichtungen der Stadt Linz	S. 70
Stiftssammlungen	S. 82
Heimathäuser und -museen	S. 85
Denkmalpflege	S. 101
Ausgrabungen in Oberösterreich	S. 116
OÖ. Landesarchiv	S. 118
Institut f. Landeskunde v. OÖ.	S. 126
Bundesstaatl. Studienbibliothek	S. 128
OÖ. Heimatwerk	S. 129
OÖ. Werkbund	S. 130
Stelzhamerbund	S. 130
Landesverein für Höhlenkunde in Oberösterreich	S. 131
Botan. Station in Hallstatt	S. 134
Botan. Station in Schärding	S. 135
Biologische Arbeitsgemeinschaften	S. 136
Landw.-Chem. Bundesversuchsanstalt Linz	S. 147
Ämilian Kloiber: Ein Gräberfeld der frühen Bronzezeit in Rudelsdorf III, Gemeinde Hörsching	S. 153
Josef Reitingner: Die Restaurierung des Uttendorfer Goldringes	S. 157
Friedrich Morton: Weitere römische Funde in der „Gaunken“ (Hallstatt-Lahn)	S. 162
Friedrich Morton: Ein neues römisches Werkzeug aus Hallstatt	S. 166
Ämilian Kloiber: Die Ausgrabungen des Jahres 1963 im Gräberfeld Lauriacum-Steinpass	S. 168
Lothar Eckhart: Die Grabungsergebnisse 1960–1963 in St. Laurenz zu Lorch-Enns. Eine kurze Zusammenfassung	S. 172
Ämilian Kloiber: Die Ausgrabungen 1963 in drei baierischen Gräber- feldern des 6. u. 7. Jhs. Ein vorläufiger Bericht	S. 185
Herbert Mitscha-Märheim: Ein reiches Frauengrab aus der Laurentiuskirche in Lorch, OÖ.	S. 191
Eduard Beninger (†): Forschungen zur Burgenarchäologie: Kögerl und Steinbach. Mit einer Einleitung von Kurt Holter	S. 194
Hermann Steininger: Der Münztopf von Haibach bei Saming. Ein Beitrag zur mittelalterlichen ostbairisch-oberösterreichischen münz- datierten Keramik des 13. Jahrhunderts	S. 233
Eduard Beninger (†): Neydharting schon im 13. Jahrhundert ein Moorbad. Herausgegeben von Hertha Ladenbauer-Orel	S. 238
Franz Brosch (†): Der Rotenfels	S. 245
Gustav Hammann: Conradus Cordatus Leombacensis. Sein Leben in Österreich	S. 250
Franz Linninger: Hat Altdorfer für St. Florian zwei Altäre geschaffen?	S. 279
Rudolf Zinnhobler: Die Zugehörigkeit von Falkenstein zum Verbands- der Kremsmünsterer Pfarreien (1506–1581)	S. 284

Peter Eder: Die kirchliche Organisation des Innviertels vom Beginn des 16. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts	S. 319
Hans Commenda: Franz Stelzhamer in der Literaturgeschichte	S. 336
Alfred Marks: Das Schrifttum zur oberösterreichischen Geschichte im Jahre 1963	S. 351
Josef Zeitlinger: Der Schmiedleitnerbach in Leonstein. Monographie eines kleinen Bergbaches und seiner Umgebung	S. 372
Rupert Lenzenweger: Zieralgen aus dem Randmoor um den Eglsee	S. 425
Fritz Merwald: Die Vogelwelt des Ibmer Moores	S. 433
Friedrich Morton: Ein neuer Fundort von Lärchennadelnballen am Offensee	S. 454
Die Diskussion: Kulturgeschichtliche Probleme Oberösterreichs. Eine Entgegnung und Richtigstellung von Ernst Burgstaller und Ludwig Lauth	S. 457
Besprechungen und Anzeigen	S. 462

Verzeichnis der Abbildungstafeln

Porträt Hofrat Herbert Jandaurek	nach S. 8
Porträt Eduard Beninger	nach S. 16
Taf. I, Abb. 1: Manguste (zu S. 60)	nach S. 144
Abb. 2: Ziesel (zu S. 60)	nach S. 144
Taf. II, Abb. 1: Rudelsdorf III., Grab 25: Lappenaxt und zweinietiger Dolch (zu S. 156)	vor S. 145
Abb. 2, 3: Hallstatt, Römische Schäufelchen (zu S. 168)	vor S. 145
Zu: Reitinger, Uttendorfer Goldring:	
Taf. III, Der Uttendorfer Goldring vor der Restaurierung	nach S. 160
Abb. 1: Draufsicht	
Abb. 2: Seitenansicht	
Taf. IV, Abb. 3: Der Goldring nach der Restaurierung	vor S. 161
Zu: Kloiber, Lauriacum – Steinpaß:	
Taf. V, Abb. 1: Einreihiger Dreiecksskamm aus Bein	nach S. 176
Abb. 2: Glasspiegel mit Bleirahmen	
Zu: Kloiber, Drei baierische Gräberfelder:	
Taf. VI, Abb. 1: Lanzenspitze aus Grab 1, Hafeld	vor S. 177
Abb. 2: Große Schnalle aus Grab 2, Hafeld	
Taf. VII, Abb. 3, 4: Eiserne Riemenzunge aus Grab 197, Rudelsdorf I	nach S. 192
Abb. 5: Sax-Griff aus Bein aus Grab 202, Rudelsdorf I	
Zu: Mitscha-Märheim, Frauengrab aus Lorch:	
Taf. VIII, Silberschmuck aus dem Grab einer Slawin	vor S. 193

Forschungen zur Burgenarchäologie: Kögerl und Steinbach

(mit 15 Abbildungen auf Tafel IX–XVIII und 13 Abbildungen im Text)

Von **Eduard Beninger** (†)

Mit einer Einleitung von **Kurt Holter**

Inhaltsübersicht	Seite
I. Einleitung (von Kurt Holter)	194
II. Burgstall Kögerl an der Alm	198
1. Umgebung und Lage	198
2. Topographie	201
3. Der Höhenkamm	204
4. Planierung des Holzbaues	206
5. Der quadratische Wohnturm	207
6. Vorbau	208
7. Palisade	209
8. Fundbericht	212
a) Neolithikum	212
b) Mittelalterliche Scherben	214
c) Sonstige Funde	219
III. Burgstall Steinbach bei Grieskirchen	222
1. Einleitung	222
2. Zur Geschichte	224
3. Die mittelalterliche Keramik	226
4. Folgerungen	232

I. Einleitung

Eduard Beninger hat sich während der letzten Jahre in Oberösterreich neben anderen Grabungen besonders zwei Forschungsunternehmen gewidmet, deren Auswertung ihm besonders am Herzen lag, weil sie ihm für die Datierungsmöglichkeiten mittelalterlicher Keramik gute Anhaltspunkte versprachen. Vielleicht war dieser Gesichtspunkt beim Kögerl (August 1959 und August 1960) noch nicht einmal der einzig maßgebliche gewesen, zumal als sich herausstellte, daß daselbst auch neolithische Funde auftraten. Für die Grabung auf dem Burgstall in Steinbach (Juli 1960) trifft diese Erwartung in vollem Maße zu.

Ein tragisches Geschick hat es dem Ausgräber verwehrt, die volle Auswertung seiner Bemühungen vorzunehmen. Die Veröffentlichung der Gra-

bung auf dem Köglerl war fast vollständig vorbereitet, freilich fehlt die Auswertung und die Datierung der interessanten mittelalterlichen Schmuckscheiben, obwohl Beninger ihre Beschreibung vollendet hatte. Zur Bearbeitung hatte er weitausgreifend Material gesammelt, da es den Anschein hatte, daß hier ein Schlüssel zur Chronologie für die gefundene Keramik liegt. Wir würden es sehr begrüßen, wenn dieses Problem aufgegriffen werden könnte.

Die Bearbeitung von Steinbach ist in viel höherem Maße Torso geblieben, vor allem deshalb, weil hier jede Zusammenfassung über die Grabung als solche fehlt. Da aber die Beschreibung des keramischen Materials oder doch eines wesentlichen Teiles davon vorliegt und Beninger anderweitig darauf zurückgekommen ist, so soll diese Beschreibung als selbständiger Anhang in der Form veröffentlicht werden, in der sich das Manuskript bei seinem Tode befand.

Der Herausgeber, der mit dem Ausgräber vereinbart hatte, sich um die historische Klärung des lokalgeschichtlichen Hintergrundes für die Grabungsstätten zu bemühen, hält es für eine Ehrenpflicht, das Material der Fachforschung in der Weise vorzulegen, wie es den Wünschen des Verfassers wohl am ehesten entsprochen hätte. Er ist dafür der Witwe des Verewigten für die Erlaubnis der Drucklegung, Frau Staatskonservator Dr. Hertha Ladenbauer-Orel für mehrfache liebenswürdige Bemühungen zu Dank verpflichtet. Leider ist das Abbildungsmaterial, z. B. bei den Grabungsfotos, nicht vollständig, was aus den Umständen begründet werden muß. Zweifellos hätte Beninger an seinem Manuskript noch vielfach gefeilt.

Eine Geschichte des Köglerls zu schreiben, ist deshalb schwer möglich, weil wir nicht wissen, unter welchem Namen die kleine Holzburg zu ihrer Zeit bekannt gewesen ist. Die heutige Bezeichnung „Kögler“ bietet dafür keinen Anhalt. Gegenüber, auf dem rechten Ufer der Alm, auf einer Terrasse gelegen, befindet sich die Ortschaft Almburg, welche die Erinnerung daran vielleicht überliefern mag. Auch dieser Name hat seine Problematik, da er seit dem 14. Jahrhundert mit der in den ersten Quellen zur Gründung von Kremsmünster genannten *Capella* des hl. Martin in *Alpurc* in Verbindung gebracht worden ist. Eine Ablehnung dieser Kombination scheint sich nunmehr durchzusetzen¹. Archäologisch ist weder am Köglerl noch in Almburg bisher Fundmaterial aus dem 8. oder 9. Jahrhundert zutage gekommen.

Wie der ganze Lauf des Almflusses, mit Ausnahme der an Kremsmünster gelangten Ländereien, lag auch das Gebiet der mittleren Alm und somit auch des Köglerls in der Zeit um 1000 im Machtbereich der Grafen von Wels-Lambach, die man früher Adalberonen benannt hat und heute für einen Zweig der Familie der Rapotonen hält². Das plötzliche Ende dieser Hoch-

1 K. Holter, Die Gründung von Kremsmünster und die Besiedelung des mittleren Oberösterreich. Mitteilungen des OÖ. Landesarchivs, 8. Bd. (1964) S. 73 f.

2 H. v. Fichtenau, Die Urkunden Herzog Tassilos III. und der „Stiftbrief“ von Kremsmünster. MÜG. 71. Bl. (1963), S. 29.

adelsfamilie um die Mitte des 11. Jahrhunderts, wobei nur ein Sproß am Leben blieb, Adalbero, Bischof von Würzburg, ist in seinen Voraussetzungen und näheren Zusammenhängen nicht geklärt. Wahrscheinlich lag diesem Ereignis eine Katastrophe politisch-familiärer Art zugrunde, jedenfalls hat es zu einer Dreiteilung des adalberonischen Besitzes geführt; ein Teil kam an das Stift Lambach, ein weiterer an das Hochstift Würzburg, ein dritter über die Familie der Formbacher später an die Otakare. Alle diese drei Faktoren haben im Laufe des 12. und 13. Jahrhunderts nicht unerhebliche Belehnungen vorgenommen, die dann zum Teil selbständige Entwicklungen erfuhren.

Die Katastrophe der Adalberonen bietet sich zu einer Erklärung auch des Unterganges des Kleinadelssitzes auf dem Kögerl an, mit dem man, wie sich aus den Ausgrabungen ergab, zu rechnen hat. Der Inhaber könnte mit seinem Lehensherrscher zugrunde gegangen sein, wobei dann die Burg für immer zerstört blieb.

Eine zweite Möglichkeit, auf Grund der Herrschaftsverhältnisse fast wahrscheinlicher, bietet die von Beninger (vgl. Seite 202) festgestellte Tatsache, daß die Burgstätte zur Herrschaft Pernstein gehörte. Wir wissen zwar nicht, in welcher Zeit diese Erwerbung erfolgte, als Adelssitz oder als Lehen bzw. als Burgstall kommt das Kögerl in den Urbaren nicht vor. Die erste Erwähnung, die wir feststellen konnten, findet sich in einem Pernsteiner Urbar (Stiftsarchiv Kremsmünster), das mit der Verwaltungsreform dieser Herrschaft durch das Stift Kremsmünster um 1660 entstanden sein dürfte. Der Einband trägt zwar das handschriftliche Datum 1588, der Inhalt der ersten Seite nimmt aber auf die Ereignisse des Jahres 1648/49 Bezug. Es heißt dort Bl. 259^v unter dem Amt Pettenbach: *Vom Heussl und Grundt im Asang, genant das Khögerl, so vor Jahren aussm Ober-Walterhoff in Pettenbacher Pfarr khomben . . . ab 1596 . . . 8 d, und weiter: Vom Heussl im Purkhgrabn, so vor Jahren sambt dem darzue gehörigen Gartten aussm Prueller Guett am Pruell in Pettenpacher Pfarr, . . . welches Guett von der Herrschaft Pernstein zur Herrschaft Scharnstein gewidmet worden, . . . khomben . . . ab 1596 . . . 10 d.* In den älteren Urbaren von 1498, 1572 und 1581 werden zwar die beiden Bauerngüter, nicht aber die beiden Kleinhäuser angeführt, so daß man ersieht, daß diese kurz vor 1596 errichtet worden sind. In diesen Jahren hat in der Herrschaft Pernstein eine rege Neusiedeltätigkeit stattgefunden, welche ausschließlich Kleinhäuser (Sölden) betraf. Da überdies die benachbarten und zum Komplex des Kögerls gehörigen Gründe zu zwei verschiedenen am jenseitigen Almufer gelegenen Häusern gehörten, ist anzunehmen, daß die Auflassung der Burg lange Zeit zurücklag, da jeder urkundliche Niederschlag fehlt und jede Erinnerung daran verlorenging. In der Aufteilung des Besitzes mag eine bewußte Tendenz gelegen haben.

Der erste namentlich bekannte Herr auf Pernstein, Pillung, der in der

zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts lebte, ist in seinen Nennungen vermengt mit einem Pillung von Kirchham, der mit ihm identisch sein oder aber auch ein Vorfahre sein kann³. Kirchham liegt nicht zu weit vom Kögerl, man kann vermuten, daß der Grundbesitz, den Pernstein zwischen Alm und Laudach und auch bei Kirchham hatte, durch diesen Pillung zur Herrschaft gekommen sei. Die spätere Zugehörigkeit zu zwei Bauerngütern in Pettenbach muß nicht dagegen sprechen. Ursprünglich kann Lehensabhängigkeit von einer der vorgenannten Mächte gegeben gewesen sein.

Mit diesen Überlegungen ergibt sich die Möglichkeit, daß mit dem Wechsel des Pillung von Kirchham nach Pernstein eine an der Alm gelegene Burg abgekommen sei und verlegt wurde. Wir hätten dann im Kögerl etwa einen Vorläufer von Pernstein zu sehen und könnten die Mitte oder die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts als Datierung annehmen. Als weitere Hinweise erwähnen wir die Gegensätze zwischen Pernstein und Ort, die in dieser Zeit ausgetragen worden sein dürften, und den Untergang von Schellenstein (nach ca. 1170), das unmittelbar gegenüber von Pernstein gelegen war. Beninger, der die Keramik vom Kögerl am ehesten dem 12. Jahrhundert zuweisen wollte, hat von dieser historischen Kombination nichts mehr erfahren.

Ein dritte, sehr vage Möglichkeit einer Zerstörung des Kögerls bietet sich wiederum fast hundert Jahre später an, als der Böhmenkönig Ottokar zur Sicherung seiner Macht im Lande als Landesherr zahlreiche Sitze und Burgen brechen ließ⁴. Eine solche Datierung ist jedoch für die Befunde, wie sie Beninger ergraben hat, wohl zu spät und kommt daher weniger in Betracht. Wenngleich wir natürlich zugeben müssen, daß daneben ein historisch nicht überliefertes Ereignis für die Kleinburg auf dem Kögerl das Ende bedeutet haben kann, so stellen die überlieferten Quellen vor allem die Mitte des 11. oder des 12. Jahrhunderts zur Diskussion. Angesichts dieser Quellenlage ist die Geschichtsforschung in diesem Falle anscheinend außerstande, die von ihr erwartete Datierung der Bodenfunde zu bestätigen oder zu präzisieren.

Es ist aus diesem Grunde sehr begreiflich, daß sich Beninger mit besonderem Interesse dem Burgstall von Steinbach zugewendet hat, da in diesem Falle eine präzise historische Angabe vorliegt. Die Lage und die Bedeutung des ehemaligen Hochfreien-Sitzes Steinbach, etwa vier Kilometer südwestlich von Grieskirchen gelegen und heute gänzlich von Wald bedeckt, ist schon von Heinrich Wurm, dem Chronisten des Geschlechtes der Jörger, geschildert worden⁵. Die Jörger waren in späterer Zeit in ihrem nahegelege-

3 K. Holter, Der Ulsburggau und die Alpenrandgrenze. Mitt. d. ÖÖ. Landesarchivs, 7. Bd. (1960), S. 159.

4 K. Vancsa, Geschichte von Nieder- und Oberösterreich. I. Gotha, 1905, S. 504, 516.

5 H. Wurm, Die Jörger von Tollet (Forschungen zur Geschichte Oberösterreichs 4.) Graz—Köln 1955, S. 1 f.

nen Sitz zu St. Georgen in gewissem Sinne die Erben dieses Machtmittelpunktes. Da sich Beninger mit der Geschichte befaßt hat, können wir uns kurz fassen.

Die Nachricht, welche Beninger faszinierte, findet sich nicht bei Wurm oder Strnad⁶, sondern in lapidarer Kürze im *Auctarium Lambacense*⁷, einer Lambacher Annalenhandschrift, die vollen Quellenwert beanspruchen kann. Der Satz lautet: 1171 *Heinricus dux Austriae Steinbach castrum destruxit*.

Die Nachricht ist von einigem historischem Interesse, denn sie leuchtet hinein in die Machtkämpfe, welche als Folge der Regensburger Vereinbarungen von 1156 (*Privilegium minus*) sich im Bereich der neuen „Grenze“ abspielten. Steinbach liegt in etwa 15 Kilometer Luftlinie von Lambach entfernt, seine Bedeutung als Sitz eines Hochfreien war gewiß so groß, daß man es in Lambach für wichtig genug erachtete, diesen Vorgang aufzuzeichnen.

Der Untergang der Burg Steinbach im weiteren Verlaufe der Geschichte ist darin begründet, daß ihre Inhaber ihren Hauptsitz schon bald auf die Burg Starhemberg bei Haag verlegten. Für Steinbach kam im 14./15. Jahrhundert die Bezeichnung Schwabeck auf.

Ein Bericht über die Durchführung der Grabung liegt nicht vor, obwohl er vorbereitet wurde. Wir müssen uns daher damit bescheiden, einige Schnitte vorzulegen, welche die allgemeine Situation erkennen lassen, vor allem aber die Beschreibung und Abbildung der Keramik-Fragmente zu bringen, welche zum Teil in der Volksschule St. Georgen, zum Teil im Heimatmuseum Bad Wimsbach-Neydharting aufbewahrt werden.

II. Burgstall Kögerl an der Alm

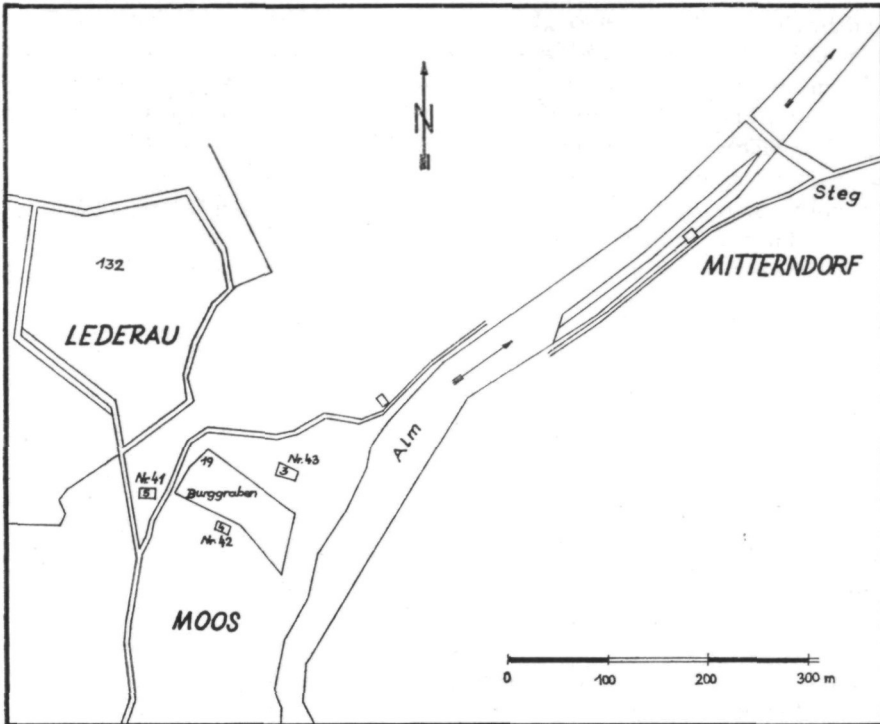
1. Umgebung und Lage

Die nördlichste Reihe der öö. Kalkberge ist zwischen Traunsee und Almfluß besonders weit vorgeschoben. Der zusammenhängende Kamm wird vom Kalkstock des Traunsteins (1691 m) im W und vom Zwillingskogel (1402 m) im O begrenzt und ist durch steil abfallende Nordwände gekennzeichnet, die als kahle, weiße Flächen über die davorliegenden Waldberge weit hinaus in das Traunviertel leuchten.

Die Flyschzone zwischen Traun- und Almfluß wird durch Nebenflüsse der Alm zerteilt. Die beiden größten sind der Laudachbach aus dem Laudachsee (am Ostfuße des Traunsteins) und die Dürre Laudach, deren Quelle in den Flyschbergen selbst liegt („Hagenmühle“, Gem. Kirchham)¹. Mit den hier häufig verwendeten Bezeichnungen Riedel und Kogel ist die Ober-

6 J. Strnad, Hausruck und Attergau. Archiv f. Österr. Geschichte XCIX/I. (1908), S. 59 f.

7 Monumenta Germaniae, Scriptores IX. S. 555, 32.



Textabb. 1. Kögerl an der Alm, Übersichtsplan

flächenform der Berge am besten beschrieben. Die Höhen sind durchschnittlich um 700 m, tieferliegende Rücken und Sättel verbinden sie.

Die Flyschzone fällt zur Traun-Enns-Platte ab. Die Flüsse haben tiefe Rinnen ausgeschürft, die als dunkle Streifen von Busch- und Waldwerk nach N ziehen. Im O ahnen wir das weite Kremstal hinter dem Schotterrücken, der sich vom Magdalenaberg aus nordwärts erstreckt, im W begrenzt der Hausruck den Horizont, nach N zu liegt das Land bis zu den Mühlviertler Bergen ausgebreitet vor uns.

Die Besiedlung der Hügel ist natürlich begrenzt. Die Bauernhöfe stehen vereinzelt oder in kleinen Rotten und sind ansehnliche Gebäude, zu denen früher oft mehrere kleine, auch abseits stehende Häuser (sog. „Holdenhäusel“) gehörten. Die Felder verteilen sich ziemlich gleichmäßig auf Nord-

- 1 Die Benennung der beiden Bäche wurde vor ca. 100 Jahren verwechselt. Bis 1830 führte der westliche, aus dem See kommende Fluß den Namen Dürre Laudach. Die Planaufnahmen der Textabb. 2, 3, 10 und 11 werden dem Entgegenkommen der öö. Landesbau-direktion in Linz verdankt.

und Südhänge, doch überwiegt der Waldbestand. Fichten, Lärchen und Tannen bilden mit Buchen und vereinzelt Laubbäumen anderer Sorten einen bunten Mischwald, der vorwiegend die wirtschaftlich schwer nutzbaren Steilhänge und Engtäler besetzt. Flache Kuppen und Mulden sowie weniger steil geneigte Flächen werden bebaut oder als Wiesen genutzt. Es ist bemerkenswert, daß bis zur größten Höhe Weizen geerntet werden kann. Das Gebiet ist vollkommen auf Wald- und Landwirtschaft eingestellt; es gibt jedoch keine Almen oder Sennwirtschaften, die liegen erst hinter den Kalkbergen. Dem Verkehr entlegen und fern jeder größeren Industrie, ist die Gegend ein Stück urtümlicher Bauernlandschaft, wie man sie sonst in Oberösterreich nur im Mühlviertel findet.

Der kristallklare Almfluß hat die Flyschzone bei der heutigen Eisenbahnstation Steinbachbrücke durchstoßen. Dort treffen Fluß, Eisenbahn und Straße (Wels—Grünau) aufeinander. Die Steilhänge des Bäckerberges (W) und des Kaiblings (O) lassen nicht viel Talboden frei. Während aber Bahnlinie und Bundesstraße nördlich des Ortes auf die Hochterrasse gegen Pettenbach zu abbiegen, wird der Fluß weiterhin von den Abhängen des Bäckerberges begleitet. Etwa 3 km flußabwärts tritt der letzte Ausläufer, der sogenannte Ri(e)dl, in einem bewaldeten, steilen Osthang nochmals hart an das Flußbett. Gleichzeitig springt auch die ca. 15 m über dem Flußniveau liegende Würmterrasse an das rechte Ufer vor, so daß die Alm eine zweite Engstelle passieren muß, bevor sie dem Gebiet der Flyschberge entkommt und in das Vorland eintritt.

Dieses „Tor“ wird vom Kögerl bewacht. Es ist der letzte Ausläufer der Flyschberge am linken Almufer und damit der nordöstlichste des Gebietes zwischen Laudachbach und Alm überhaupt. Seine beherrschende Lage wird uns am besten durch einen Rundblick vom Plateau aus bewußt. Der Blick nach S umfaßt die Waldspitze des Hochsalm und die niedrigeren Flyschberge. Auf einem vorgeschobenen Rücken erhebt sich die Kirche Magdalenberg und bezeichnet den Übergang vom Kremstal ins Flußgebiet der Alm. Ein dunkler, satter Hintergrund für die Felder, Wiesen und Siedlungen auf den nach N ziehenden Terrassen. Die breit ausgeprägte Aufschüttung der Würmzeit, eine vollkommen ebene Fläche, bricht gegenüber vom Kögerl weg steil zum rechten Almufer ab. Weiter zurückgesetzt liegt darüber die unruhiger geformte Rißterrasse mit den Kirchen Heiligenleiten (SO) und Pettenbach (O).

Die südlichste Ost-West-Verbindung unmittelbar vor den Flyschbergen führt vom Magdalenberg nach Pettenbach und von dort zum Almübergang „Steg“, etwa 500 m nördlich des Kögerls. Die Straße wird vom Plateau aus mühelos eingesehen und beherrscht. Der Fluß beschreibt nun einen weiten Bogen aus der Nordrichtung in die Nordwestrichtung. Innerhalb des Knies vor dem Kögerl liegt auf dem Niveau des linken Flußufers die Lederau. Man darf sich darunter weniger eine Aulandschaft vorstellen als vielmehr einen brei-



Abb. 1. Ansicht von Osten über die Alm mit „Häusl im Burggraben“



Abb. 2. Blick nach Westen über den Höhenkamm

Burgstall Kögerl an der Alm



Abb. 3. „Versturz“ der Palisade (zu S. 209)



Abb. 4. Südwestlicher Abschnitt der Grabung (zu S. 206)

Burgstall Kögerl an der Alm



Abb. 5. Kögerl an der Alm. Einlagiges Steinpflaster auf angeschüttetem Lehmmaterial (zu S. 206)



Abb. 6. Kögerl. Einplanierte Brandschicht der ma. Holz (eingesteckte Hölzchen). Darüber Lehmplanie, oben Steinpflaster

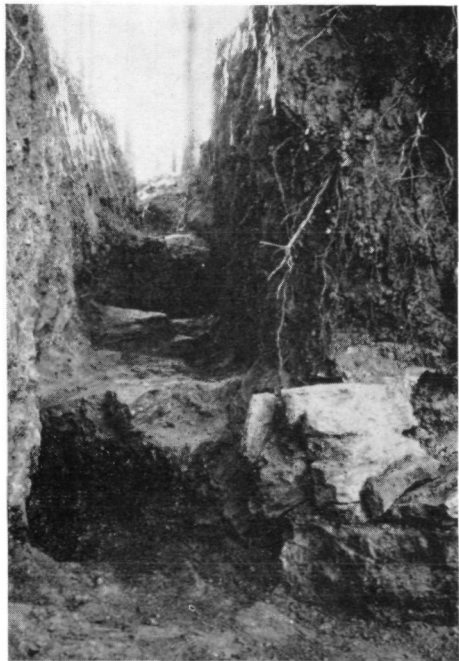


Abb. 7. Steinbach. Die mächtigen Steinfundamente der ma. Anlage (zu S. 224)

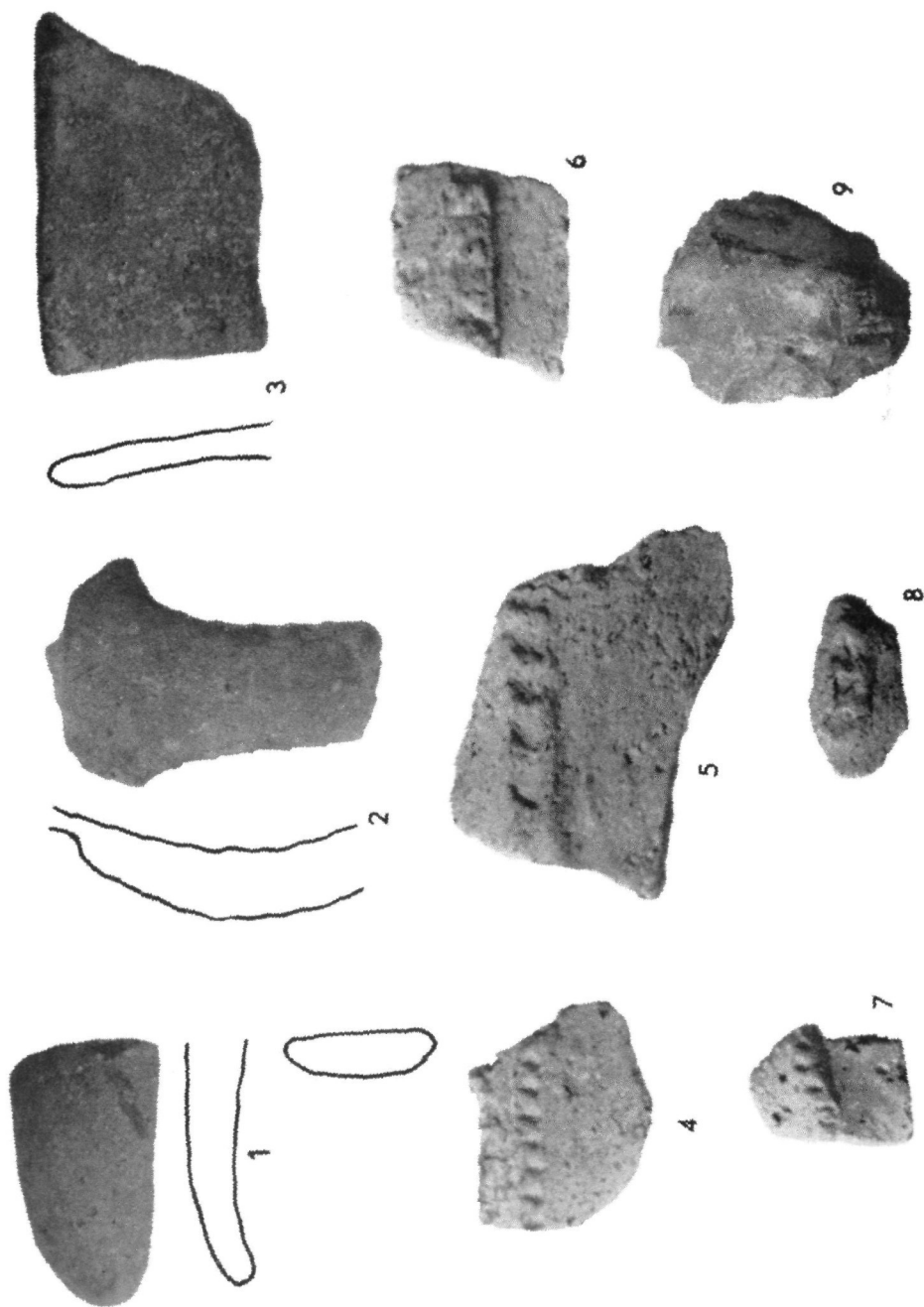


Abb. 8. Burgstall Kögerl an der Alm. Neolithische Keramik (1-8) und Nukleusknochen [9]

ten, schotterigen Talgrund, der von meist kleinen Landwirtschaftsbetrieben kultiviert wird. Nur entlang der Gewässer haben sich Streifen von Weiden-, Hasel- und anderen Laubwaldbüschen erhalten. Der Absturz des Kögerls nach N zu (zur Lederau) ist so steil wie der nach O zur Alm.

In nordwestlicher Richtung sehen wir auf halber Höhe das „Grabenbauerngut“, dazwischen die Parzelle Lederau 132. Auf dieser rechteckigen Schotterebene wurde in nächster Nachbarschaft des Kögerls ein römisches Landhaus ausgegraben². Weiter im Hintergrund erheben sich Würm- und Reißterrasse, darauf Rotten und Weiler mit altüberlieferten Namen. In dieser Richtung (allerdings am rechten Almufer) liegen auch die schon 992 genannten Orte Theuerwang, Egenstein und „Hiberslip“ (nicht genau lokalisiert)³.

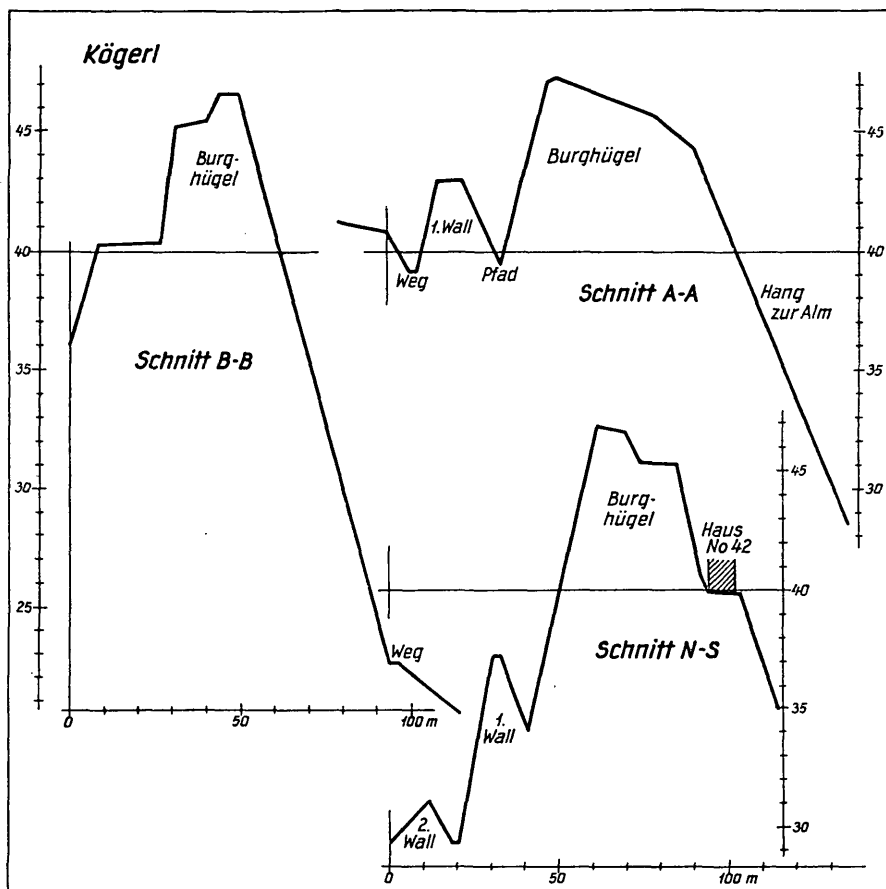
So ist das Kögerl ein bedeutsamer Punkt inmitten einer geschichtlich und landschaftlich interessanten Landschaft.

2. Topographie

Das Kögerl liegt auf der Parz. 19 der KG. Moos der Marktgem. Vorchdorf, innerhalb der Flur, die im Parzellenplan die Bezeichnung „Burggraben“ trägt. Heute zweigt in der KG. Lederau von der zwischen dem Hof des Grabnerbauern und der römischen Siedlung auf der Parz. 132 heraufkommenden und nach Süden führenden Straße ein Fahrweg nach Osten zum Kögerl ab, der auf dem Parzellenplan (Textabb. 1) noch nicht aufscheint. Dieser Fahrweg führt (nördlich) an der Vorderfront des Hauses Nr. 41 vorbei zum Haus Nummer 42, das am Fluß der (Süd-)Böschung des Kögerls etwa 10 m tiefer als die höchste Erhöhung des Kögerls in einem schmalen Absatz liegt, von dem dann wieder die Lehne zum (Bäcker)berg ansteigt. Im Südosten wächst der Rumpf des Kögerls aus dem Almtal als langgestreckter Rücken gratartig zum Plateau auf. Im Nordwesten endet das Plateau mit einer jäh abfallenden, höckerigen Kuppe (Abb. 1). Nach Norden und Nordosten fällt der Abhang besonders steil etwa 20 m ab zum Haus Nr. 43, das noch 30 m oberhalb der Almrinne liegt. Den Nordwestauslauf des Plateaus umkreisend, führt ein tief zwischen dem Hügelkörper und einem wallartigen Geländerrücken eingeschnittener Graben zu diesem Haus Nr. 43 herab. Der Wallbogen wird auswärts noch von einem zweiten begleitet. Diese Geländeformation erweckt den Eindruck, daß das steil aufragende Kögerl an der Nord- und Nordwestfront mit mächtigen Wällen befestigt worden sei. Und dieser Eindruck wird noch dadurch verstärkt, daß der Hügelkörper selbst auf einer vorspringenden

2 R. Schwarzelmüller, Vorchdorf, ein Heimatbuch (1959), S. 13 f. — E. Swoboda in Jb. OÖMV 87 (1937), S. 446 ff.

3 Th. Hagn, Urkundenbuch zur Geschichte des Benediktinerstiftes Kremsmünster. Wien (1850), Nr. 18. — H. Jandaurek, Das Alpenvorland zwischen Alm und Krems, seine frühmittelalterlichen Bodendenkmäler und Grundherrschaften. Schriftenreihe der öö. Landesbaudirektion, 15. Wels (1957), S. 70 usw.



Textabb. 3

Kügerl an der Alm, Schnitte durch die Erdanlage (vgl. Textabb. 2), etwa zehnfach überhöht

ein flaches Vorderplateau, über das sich ein Weitblick bis zum Magdalenberg anbietet. Man könnte von einer terrassierten Kuppe sprechen, doch wirkt die in die Länge gezogene und allmählich ansteigende Rampe wie ein Kamm, der einerseits das Plateau gegen den höchsten Steilabfall abriegelt und andererseits sich von dem ebenen Vorderplateau durch eine niedrige, aber gut ausgeprägte Böschung absetzt (vgl. Textabb. 2, 3). Wir sprechen daher von einem *H ö h e n k a m m* und einer *P l a t e a u s t u f e*.

Neolithische Siedlungsanlagen fanden wir nur auf der flachen Plateaustufe. Auf dem Höhenkamm wurden nur vereinzelt neolithische Scherben angetroffen, Spuren einer Siedlungstätigkeit haben sich dort jedenfalls nicht erhalten.

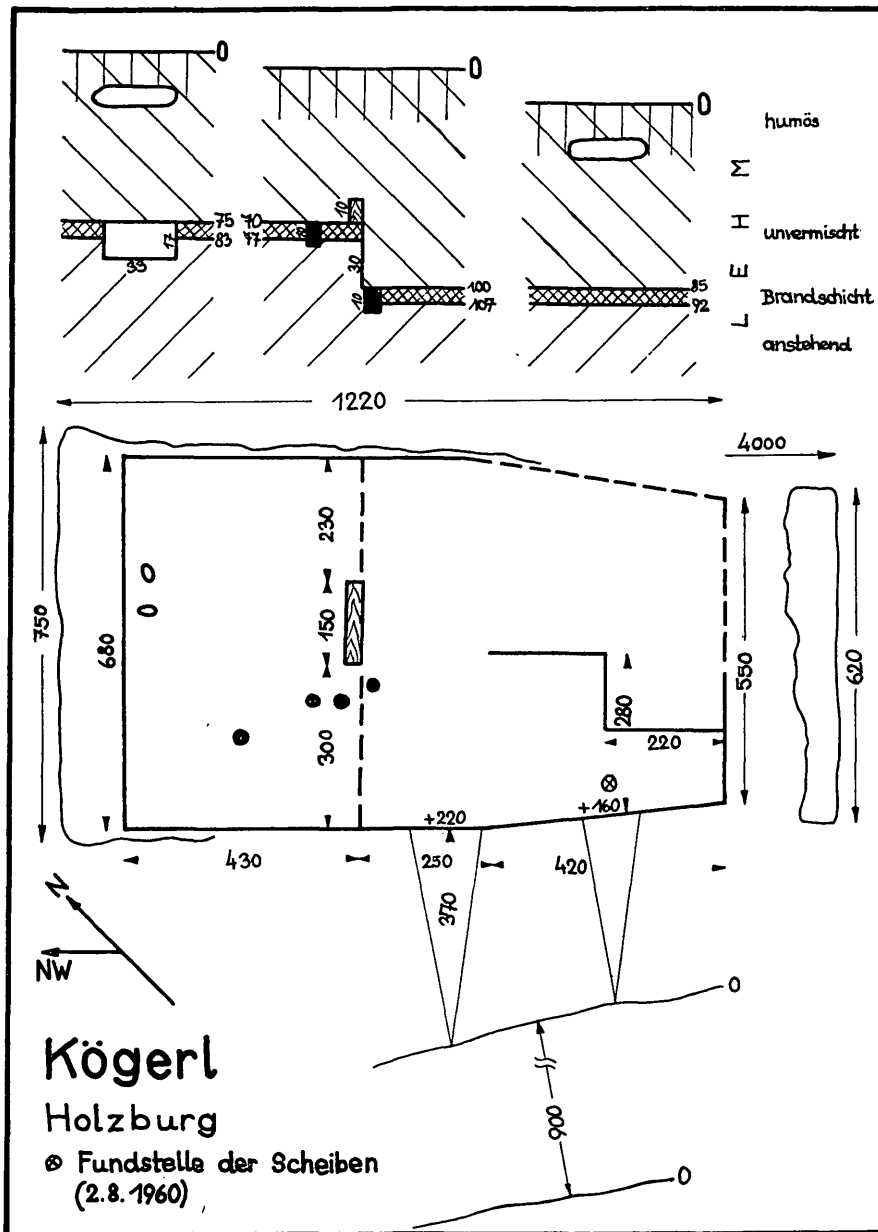
3. Der Höhenkamm

Die von SO nach NW annähernd flach weiterlaufende, durchschnittlich etwa 9 m breite Plateaustufe (vgl. Textabb. 3) wird an der NO-Front von einem rampenförmig ansteigenden, oben abgeflachten Höhenkamm begrenzt. Die L der Rampe beträgt etwa 40 m, die Br im SO-Beginn etwa 6,2 m und vor dem zungenförmigen Abschluß des NW-Auflaufes etwa 7,5 m. Der Kamm fällt demnach mit seinem Schmalende in den tiefen, um das N-Ende des Kögerls laufenden Graben, während seine Breitseite im NO in den Steilabfall zum Haus Nr. 43 und zum Almbett hinabstürzt. Daß sich hinter diesem Abfall, also an der SW-Breitseite des Kammes, nach einer kurzen Böschung eine verhältnismäßig breite, jedenfalls abgeflachte Plateaustufe, die im NW ebenfalls in den Graben abfällt, hinzieht, erhöhte die fortifikatorische Eignung der kleinen Höhenburg-Anlage.

Die Rampe verbreitert sich nicht gleichmäßig von SO nach NW, sie verschmälert sich sogar nach etwa 28 m (also 12 m vor dem NW-Ende) auf 5,5 m. An dieser Stelle fand sich die SO-Wand des Holzbaues, und damit beginnt auch die Einzeichnung des Befundes in unserer Textabb. 4. Die Längswände des Holzbaues fallen mit den oberen Böschungskanten der Rampenabflachung fast zusammen, d. h. die Breite des Baues füllt die Rampenfläche völlig aus. In der Linie, in der wir später die Schmuckscheiben (Abbildung 11) fanden (eingezeichnet in Textabb. 4), beträgt die Breite knapp über 6 m. Aber bereits 4,2 m nach Beginn des Baues erreicht er eine Br von 6,8 m, die er bis zum NW-Ende beibehält. Da der Abschluß des Baues etwa 1,2 m hinter dem NW-Ende der Rampenfläche liegt, ergibt sich ein regelrechtes Quadrat von 6,8 m Seitenlänge. Der Holzbau zeigt demnach in der äußeren Umrandung des Grundrisses einen im NW befindlichen Hauptteil in Form eines Quadrates von 6,8 m Seitenlänge und im SO einen Vorbau in Form eines nicht genau symmetrischen Paralleltrapezes, dessen H 4,2 m beträgt.

Von der Fundstelle der Scheiben bis zum Beginn des Quadratbaues erhebt sich auch die heutige Oberfläche der Rampe gegenüber der annähernd ebenen Plateaustufe von 1,6 m auf 2,2 m. Die H der Böschung zwischen der Plateaustufe und der Höhe des Kammes steigt gegen NW immer an, zumal ja, wie gesagt, die Stufe sich ebenfalls in den tiefen Graben senkt. Zu Beginn des Quadratbaues beträgt der horizontale Abstand zwischen der oberen und unteren Böschungslinie 3,7 m, so daß sich ein Böschungswinkel von über 30° ergibt, der sich natürlich gegen den NW-Auslauf vergrößert.

Die geringe Breite der Kammoberfläche zwischen den drei Seitenböschungen ließ in Anbetracht unserer bescheidenen Geldmittel nur ein streifenweises Abdecken des Geviertes zu, wobei sich gerade auf den Rändern Erdmaterial immer unliebsam ansammelte. Als sich sehr bald herausstellte, daß die künstliche Planierung der Holzburg äußerst sorgfältig durchgeführt worden war, das meiste zerstört oder doch unkenntlich gemacht hatte und uns



Textabb. 4. Burgstall Kögerl an der Alm: Der quadratische Wohnturm mit Eingang auf der südöstl. Schmalseite

nur zufällige Anhaltspunkte für den Befund übriggelassen hatte, konnten wir uns der Situation ohne Bedenken anpassen. Die Auswertbarkeit der Ergebnisse muß als bescheiden bezeichnet werden. Erkennen lassen sich in der Hauptsache die Längen- und Breitenerstreckung des Grundrisses und einiges von der Innengliederung des Baues.

4. Planierung des Holzbaues

Zum Verständnis des Ausgrabungsergebnisses ist es notwendig, immer wieder auf die Voraussetzungen aufmerksam zu machen, mit denen unsere Skizze (Textabb. 4) zu lesen ist. Der Holzbau steht auf der höchsten Erhebung des Kammes und nimmt fast die ganzen Ausmaße des NW-Auslaufes ein, der auf drei Seiten abgebösch ist; an der NO-Front findet sich der steile Bergabsturz, im NW der Abfall in den tiefen Graben und an der SW-Front die Böschung zur Plateaustufe. Die Brandschicht des Holzbaues liegt nun verhältnismäßig tief auf dem anstehenden Lehm Boden auf. Sie ist sorgfältig planiert worden, so daß die meisten „Pfothengruben“ verschmiert und zerstört sind. Nach dieser Verstreichung der Brandschicht wurde ein reines, fast unvermisches Lehm material aufgefüllt, das sich nur geringfügig vom anstehenden Lehm unterhalb der Brandschicht unterschied, und erst dann folgt der humöse Lehm Boden; an einigen Stellen findet sich aber im obersten Niveau des aufgelegten Lehm paketes, unterhalb der humösen Schicht, ein einlagiges Pflaster großer, plattenförmiger Steine. Anfangs erwogen wir die Möglichkeit eines Steinfundaments der Außenwandung, doch konnten wir eine solche Vermutung bald ausschließen. Die Steinlage wurde auch im Innenraum des Holzbaues angetroffen, besonders im NW-Auslauf (Abb. 5). Einige Steinplatten fanden sich auch entlang der oberen Hangkante an der SW-Front (Abb. 4). Entscheidend ist natürlich, daß das Pflaster dem Lehmauftrag der Planierung aufgesetzt wurde, und zwar dort, wo das der verstrichenen Brandschicht aufgelagerte Lehm material vor einem Abrutschen gesichert werden sollte und zu dem Zwecke, die durch den ehemaligen Holzbau gewonnene Abflachung der Kammoberfläche zu erhalten.

Im NW-Auslauf fand sich die Brandschicht in einer Tiefe von 75–83 cm, die Pflasterung in einer Tiefe von 15 cm. Etwa in der Süd-Ecke des Vorbaues lag die Brandschicht in einer Tiefe von 85 bis 92 cm, die Steinlage in einer Tiefe von 25 cm. In beiden Fällen stimmt also überein, daß das aufgetragene Paket unvermischten Lehm es etwa 60 cm mächtig ist.

Es ist zu fragen, worauf es zurückzuführen ist, daß sich, wie die Ausgrabungsbilder (Abb. 6) zeigen, der oberste Horizont der Brandschicht noch so scharf von dem aufgetragenen Lehm material der Planierung abgrenzt. Dieser Befund spricht zunächst dafür, daß die sorgfältige Planierung bald nach der Brandkatastrophe vorgenommen worden sein mußte. Zu der scharfen Abgrenzung kam es aber deshalb, weil nur die reine Brandschicht

des Holzbaues vorlag und keine Vermischung mit den angehäuften Rückständen und Überresten einer „Siedlungsschicht“. Das Innere unserer Holzburg war eben ein bevorzugter Raum einer sozial gehobenen Gesellschaftsschicht. Das Fehlen eines Ofens innerhalb des Baues ist, falls ein solcher nicht in der so arg zerstörten Ostecke des Vorraumes stand, dadurch zu erklären, daß Öfen im Innern des Hauses auf deutschem Boden bis zum 12. Jh. unbekannt sind⁴.

5. Der quadratische Wohnturm

Der quadratische Grundriß stammt von einem Wohnturm. Die Absteckung der Außenwandung konnte weder durch Pfostenlöcher von Wandständern noch durch Fundamentgräben, Schwellenkränze oder Spuren von Balkenlagen gesichert werden. Da sich nun im Innern des Baues immerhin einzelne Pfostenlöcher von Masten erhielten, so ist es wohl unwahrscheinlich, daß sich keine einzige Spur eines Wandständers erhalten hätte. Zieht man in Erwägung, daß Fundamentgräben von Balkenlagen sich teilweise im Innenraum des Vorbaues erhielten, aber an den Außenwänden leicht verrotten können, so spricht wohl der Befund für einen Blockbau ohne Wandständers und ohne Steinfundament. Damit steht in Übereinstimmung, daß die Seitenlänge des quadratischen Turmes (nur) 680 cm beträgt.

Innerhalb des quadratischen Turmes lief eine Stufe. Der etwa 30 cm höher gelegene NW-Teil des Raumes war 430 cm lang und durch eine Art Holzschranke von dem tiefer gelegenen, nur 250 cm langen SO-Teil abgetrennt. Im NW-Teil lag die Brandschicht zunächst in einer Tiefe von 70 bis 77 cm, dann gegen die NW-Wand zu, wie schon erwähnt, in einer Tiefe von 75 bis 83 cm. Keinesfalls senkt sich die Brandschicht, sondern gegen das NW-Ende wird der Auftrag der Planierung durch die eingefügten Steinplatten höher. Südöstlich der Stufe, d. h. im 250 cm langen Teil des quadratischen Wohnturmes, lag die Brandschicht in einer Tiefe von 100 bis 107 cm; im Vorbau verringerte sich der Planierungsauftrag trotz eingeschobener Steinplatten, so daß die Brandschicht bereits in einer Tiefe von 85 bis 92 cm angetroffen wurde.

Entlang der Stufe lag oberhalb von ihr ein Kantbalken; die noch feststellbaren Ausmaße betrugen: L 150 cm; Br 20 cm; H 10 cm. Im Lehm war der inkohlte Balken schon an der Holzfaserung selbst für Laien gut zu erkennen. Es war übrigens die einzige Stelle, an der eine solche Beobachtung erfolgen konnte. Im knappen Abstand vor der NW-Front fanden wir zwei reine Holzkohlennester in der Brandschicht: Dm bis zu 33 cm; Tiefe bis 17 Zentimeter. Eine annähernd stichhältige Interpretation konnte nicht erbracht werden, so daß wir uns keine Diagnose gestatten dürfen. Noch innerhalb des erhöhten Teiles konnten wir drei Pfostenlöcher von Rundständern, aber leider

⁴ P. Grimm, Prähist. Zft. 39, Berlin 1961, S. 211

in nicht deutbarer Anordnung, abmessen: Dm 20 cm; Tiefe 10 cm. Ferner beobachteten wir in diesem erhöhten Raum einige Stangenlöcher von 7 cm Durchmesser. Im tiefelegenen Teil des quadratischen Turmes ließ sich nur ein einziges Pfostenloch feststellen, es lag 40 cm südlich von der Südecke des liegenden Kantbalkens. Die Anordnung der vier Pfostenlöcher ergibt keinen Hinweis für eine mögliche Funktion der innerhalb des Raumes stehenden Ständer.

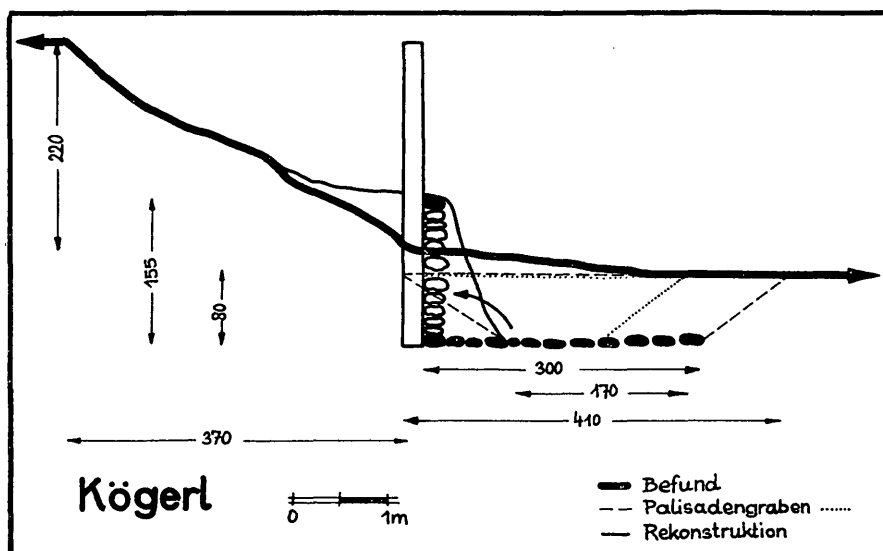
Oberhalb der Pfostenlöcher und der Stufe fanden sich im Planierungsauftrag keine Steinplatten⁵.

6. Vorbau

In diesem Teil der Bauanlage sind die Befunde noch geringfügiger. Die Planierung ist so gründlich, die Einebnung so sorgfältig verstrichen und das Lehmpaket so kompakt aufgelegt, daß nur unsichere Hinweise ermittelt werden konnten. Vor allem brachte die Untersuchung in der nordöstlichen Hälfte des Vorraumes kein Ergebnis. Nur die Ostecke des Raumes und somit des Gesamtbaues ist mit Sicherheit festzustellen. Darum läßt sich auch angeben, daß der Grundriß des Vorbaues ein unsymmetrisches Paralleltrapez ist, offenbar bedingt durch die angetroffenen Geländebeziehungen.

In der Südwesthälfte lassen sich in der Brandschicht einige wenige Fundamentgräben kurzer Wandziehungen erkennen. In der Südecke führt von der SO-Wand (= die 550 cm lange Schmalwand des Gesamtbaues) ein bis 150 cm breiter Gang 220 cm in den Raum hinein. An seinem Ende fanden sich knapp neben der SW-Außenwand die beiden *Schmuckscheiben* mit der Bernsteinperle und dem Messerscheiden-Endbeschlag (Abb. 11). Vom N-Eck des Gangendes setzt im rechten Winkel eine Wand an, die nach etwa 130 cm wieder im rechten Winkel umbiegt, bis zum quadratischen Grundriß vorstößt und somit den Vorraum in zwei annähernde Längshälften teilt. Leider läßt sich die SO-Abgrenzung des quadratischen Wohnturmes in der Brandschicht nicht bestimmen, doch ist sie natürlich vorauszusetzen. Hingegen ist das offene Einmünden des Einganges von der Südecke der Bauanlage bis zum Abschluß des Vorraumes gesichert. Hervorgehoben muß auch werden, daß die Brandschicht vom Vorraum dieselbe Stärke, Dichte und Beschaffenheit wie die des Wohnturmes aufweist. Der Nachweis der drei eingebauten, so merkwürdig verschachtelten Wände läßt darauf schließen, daß dem quadratischen Wohnturm ein mehrräumiger Zugang vorgebaut worden war.

5 In seinem Grabungsbericht an das Bundesdenkmalamt vom 17. Oktober 1960 bemerkt Beninger zu diesem Bau: *Der hölzerne Wohnturm von langrechteckigem Grundriß ist als Bauform eine Vorstufe und ein Vorläufer des Donjon. Dies würde erklären, daß um die Mitte des 12. Jhs. dieser anglo-normannische Befestigungstypus in Mitteleuropa so rasch aufgenommen wurde* (Anm. der Red.).



Textabb. 5. Burgstall Kögerl an der Alm, Palisade

7. Palisade

Unsere zeichnerische Rekonstruktion (Textabb. 5) vereinigt versuchsweise die Befunde von drei Ausgrabungsstellen:

1. An der unteren Böschungskante des Höhenkammes, aber noch südöstlich des Abschnittes, der die Holzburg trägt, war der Sohlegaben (der Palisade) einwandfrei einzumessen. Die ebene Sohle liegt 80 cm tief und war 170 cm breit. Die obere Weite des Grabens betrug 410 cm. Es handelt sich demnach um einen mächtigen Graben von besonderen Ausmaßen, der vielleicht den Anstieg zum Eingang der Höhenburg erschweren sollte.

2. Die Zone unterhalb der Böschung des auf der Höhe liegenden Holzbaues zeigte ein völlig verschiedenes Bild (Abb. 3). Entlang des Fußes der heutigen Böschung lag in einer Tiefe von etwa 1 m unterhalb der anstoßenden, heute annähernd waagrecht verlaufenden Randzone der Plateaustufe eine etwa 3 m breite, einschichtige Lage von Steinplatten. Dieses künstlich gelegte, einlagige Pflaster begleitete wie ein Gürtel nur den Kammabsatz unterhalb des Holzbaues, also das NW-Ende des Kammes in einer Erstreckung von etwa 11 m. Ob es sich auch noch um den Zungenauslauf des Kammes erstreckte, konnten wir nicht feststellen, ist aber schon wegen der Mächtigkeit des „Burggrabens“ kaum anzunehmen.

3. Etwa in der Mitte dieses festgestellten Pflastergürtels, also nordwestlich des abgedeckten Feldes, fanden wir in der Böschung, 55 cm oberhalb

des Böschungsfußes, einen Satz von nebeneinander gesetzten Steinplatten. Dahinter fand sich angestampfte Füllerde, sie reichte von der Oberfläche der Platten 75 cm tief abwärts, also noch 20 cm unterhalb des Horizontes der heutigen Oberfläche der Plateaustufe. Die nebeneinander liegenden Platten sind der obere Abschluß einer ansonsten eingestürzten Stützmauer.

Es ergibt sich daraus folgende R e k o n s t r u k t i o n :

Daß die Befunde 2 und 3 in Beziehung zu setzen sind, ist klar, d. h. das vor dem Böschungsfuß liegende Pflaster stammt von einer Stützmauer, deren Platten sorgsam planiert wurden. Abb. 3 zeigt einen Kantpfosten, den wir in den Böschungsfuß, also am inneren Rand der Pflasterlage senkrecht einstellten. Er hatte eine L von 320 cm, wovon etwa 100 cm unterhalb der heutigen Grasnarbe der Plateaustufe bis zum Horizont der Pflasterlage hinabreichten. Die jedenfalls ungemörtelte, nur gesch(l)ichtete Steinmauer kann die hölzerne Palisadenwand nur außerhalb gestützt haben, um den frei aufragenden Teil der Palisadenwand vor einem Einsturz nach innen zu bewahren. Eine Stützmauer hinter der Holzwand wäre sinnlos gewesen, da ein Umfallen nach vorne nicht zu befürchten war. Die Höhe der Plattenmauer ergibt sich aus der Steinlage des Befundes 3, d. h. sie ist schematisch auf 155 cm zu bestimmen. Ein von uns schräg gestellter Kantbalken reichte von dem durch den Befund 3 festgestellten Scheitel der Stützmauer bis zum äußeren Rand der planierten Pflasterlage. Die nicht aussetzende Lage des Pflasters beweist, daß die Stützmauer durchlief und daß es sich um eine gezimmerte Palisadenwand von zumindest dicht gestellten Pfosten oder Kantbalken handelte.

Die Planierung der Stützmauer in ein einlagiges Pflaster hatte alle Spuren eines ehemaligen Palisadengrabens zerstört. Wir haben keinen zwingenden Hinweis, daß vor der Palisadenwand ein Graben angenommen werden mußte. Wir wissen nur, daß hinter dem durch den Befund 1 nachgewiesenen Palisadengraben bestimmt keine gezimmerte Palisadenwand mit Stützmauer errichtet worden war. Dennoch können wir den Befund 1 kombinationsmäßig mit den Befunden 2 und 3 vereinen und in den Rekonstruktionsversuch (Textabb. 5) einzeichnen. Überträgt man vom Befund 1 die Maße des Palisadengrabens auf den Befund 3, so ergibt sich, daß die hinter der Stützmauer angestampfte Füllerde genau bis zur obersten Weite des Grabens hinabreichte. Es ergeben sich dabei z w e i M ö g l i c h k e i t e n , die davon bestimmt werden, ob man die Holzwand am inneren Ende der Grabensohle einstellte oder ob man den vollständigen Palisadengraben mit beiden Wangen vor der Palisadenwand aushob.

a) Im Falle der ersten Annahme kann natürlich nicht damit gerechnet werden, daß die innere Wange des Palisadengrabens in die Böschung eingegraben wurde. Wenn das vor der Stützmauer angestampfte Erdmaterial bis zur Grabensohle herabreichte, dann ergab sich eine steil vom 155 cm

höher gelegenen Scheitel der Stützmauer herabfallende Innenwange, und die obere Weite des Palisadengrabens betrug immerhin noch 200 cm. Gegen die Möglichkeit dieser zunächst recht bestechenden Annahme spricht jedoch, daß die für das Pflaster der Planierung benötigte Fläche weit über die äußere Grenze der Grabensohle hinausreicht. Man müßte bei der Planierung die äußere Grabenwange durchwegs abgestochen haben. Auch wenn die Grabenwange nicht mehr unbeschädigt und unversehrt war, so ist eine derartige Planierung doch recht unwahrscheinlich. Wir haben (daher) in Textabb. 5 den Palisadengraben bei diesem Kombinationsversuch mit einer punktierten Linie (.....) angedeutet.

b) Wir wollen daher annehmen, daß die Holzwand am inneren Abschluß der oberen Grabenweite eingesetzt wurde. Damit entfällt wohl ebenfalls die Anlage einer inneren Grabenwange, deren Funktion auf jeden Fall von dem vor der Stützmauer zugestampften Erdmaterial übernommen wird. Bei dieser Konstruktion erhöht sich die obere Grabweite doch auf über 3 m. Am überzeugendsten wirkt jedoch, daß die äußere Linie des gelegten Steingürtels mit dem äußeren Ende der Sohle zusammenfällt, die Sohle also genau ausfüllt.

Diese schon während der Ausgrabung in Erwägung gezogene und durch die Aufstellung der Kantbalken veranschaulichte Rekonstruktion bietet wohl die ansprechendste Möglichkeit, die Zusammenlegung der drei Befunde befriedigend zu erklären, erscheint aber nicht durchwegs zwingend. Es gibt keinen Hinweis, daß hinter dem [Palisaden]graben eine Palisadenwand hochgezogen oder daß vor der Palisadenwand ein Graben ausgehoben wurde.

8. Fundbericht

a) Neolithikum^{5a}

Wenige Tierknochen. Auf dem Kamm sehr selten. Vermutlich mit Lehm auf die mittelalterliche Planierung hinaufgebracht.

Textabb. 6. Zwei Rechteckbeile aus hellem Serpentin, gut geschliffen, bereits abgearbeitet und stellenweise etwas ausgeschlagen. Die Breitseiten sind nur schwach gewölbt, der Nacken ist abgerundet und die Schneide schwingt schwach zungenförmig vor. Die Wangen sind senkrecht abgeschliffen.

Abb. 8, 9. Nukleusknollen aus grauem Silex.

Keramik. Obwohl zahlreiche Scherben vorliegen, fehlen jegliche Belege für Rückschlüsse auf vollständige Gefäßprofile. Die Mehrzahl der Bruch-

^{5a} In dem schon genannten Grabungsbericht vom 17. Oktober 1960 führt Beninger aus: *Der breite ebene Plateaustreifen beträgt im Durchschnitt etwa 9 m. Auf ihm fanden sich Reste einer neolithischen Siedlung, und zwar Herdstellen und Scherbennester, aber keine Spuren der ehemaligen Siedlungsbauten und keine Anzeichen einer Befestigung* (Anm. der Red.).

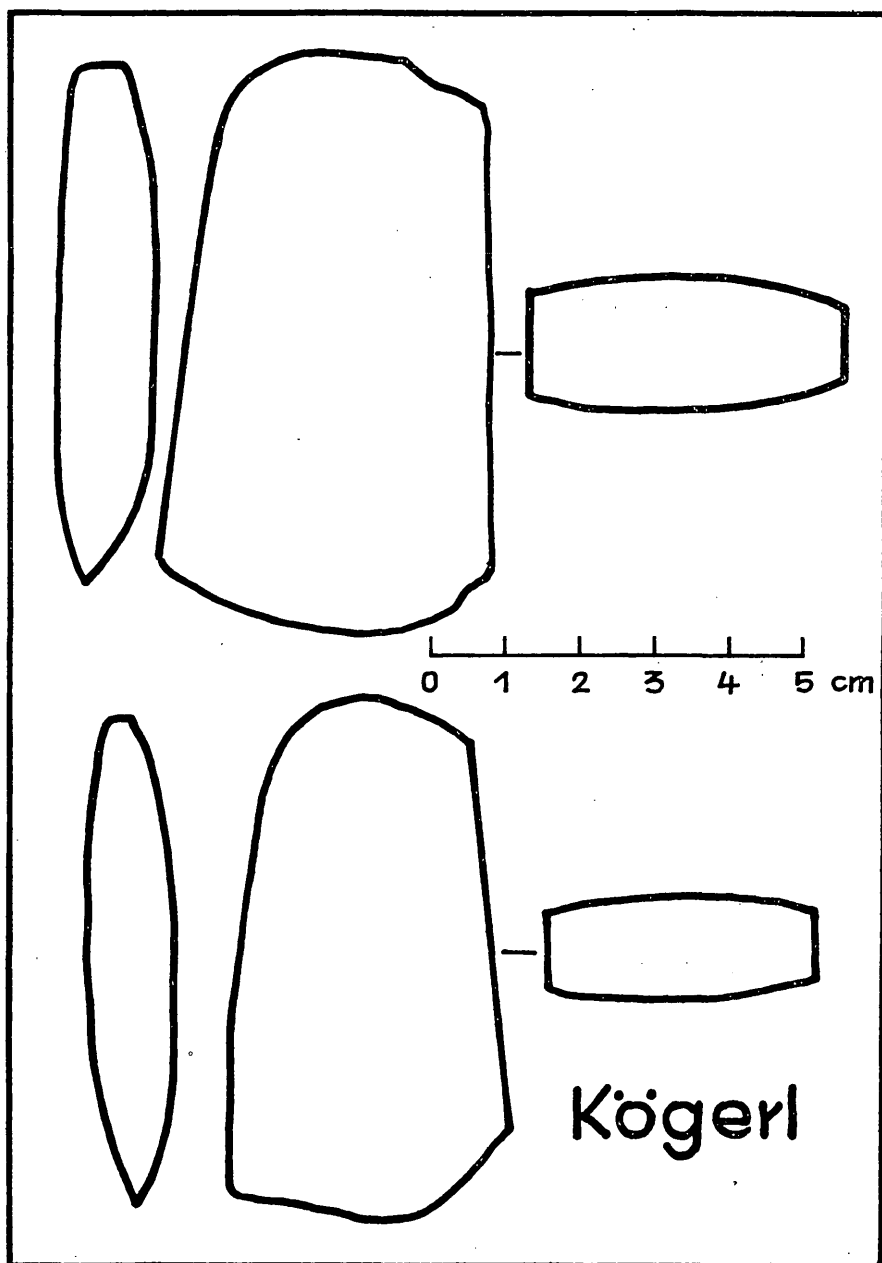
stücke sind unverziert. Von der Schulterzone stammen etwa sechs Tüpfenleisten. Gänzlich ausgefallen wirken zwei Henkel. Die keramische Beschaffenheit läßt sich durchwegs eindeutig bestimmen. Die Scherbe (Abb. 8, 3) ist die einzige, die aus linearkeramischem Ton gefertigt ist; obwohl sie verhältnismäßig dickwandig ist, so ist dieses mittelgraue Randstück doch fest gebrannt. Die Hauptmasse der Scherben besteht aus hellbraunem Lengyel-Ton, teilweise mit einem Stich ins Gelbe, Rötliche oder Orange; graue Schmauchflecke finden sich öfter auf der Innenwandung. Alle Scherben sind dickwandig und mürb gebrannt. Alle zeigen eine starke Magerung mit sandigen Steinchen, die an der Oberfläche der Scherben fast immer ausgefallen sind und daher die jetzige poröse, zerrissene Oberfläche bewirken. Zu dieser Gruppe gehören die Bruchstücke mit Schulterverzierung (Abb. 8, 4–8). Die zwei Henkel (Abb. 8, 1, 2) sind mit Glimmer und Graphit abgemagert, im Bruch schwärzlich, allseits mit einem dunkelbraunen Überzug, der leicht abgeglättet ist. Zu dieser Gruppe gehören vier Wandbruchstücke, ebenfalls mit Graphitzusatz und beiderseitiger Abglättung. Diese Bruchstücke sind auch härter als die Lengyel-Scherben gebrannt. Es darf hervorgehoben werden, daß die Tonqualität dieser neolithischen Stücke durchaus den mittelalterlichen Scherben vom Kögerl entspricht. Vermutlich wurde das Material von gleichartigen Lagerstätten bezogen. Schließlich ist noch eine einzige Scherbe zu nennen: hellgrau, nur mit Sand gemagert, rauhwandig, auffallend leicht, fast ausgelaugt wirkend. Sie gehört demnach zu jener Ware, die auf der Paura mit derben Kerbleisten versehen wird (1961, 137/38, II/1–6; Taf. VI)⁶. Dort konnten wir sie stratigraphisch nicht einordnen, vermuteten aber, daß sie hart an die Grenze zur Frühbronzezeit zu stellen sei. Für einen so späten Zeitansatz gibt es auf dem Kögerl keine Stütze.

Abb. 8, 1. Dicker, waagrecht ausspringender, dann schwach nach abwärts geneigter Griffzapfen mit zungenförmigem Ende. Die untere Fläche ist abgeplattet, die nach oben gekehrte gewölbt. Erhaltene Länge 6,5 m.

Abb. 8, 2. Obere Hälfte eines derben Henkels, der aus einer stark betonten Schulterabtreppung ausspringt und sich von hier, ohne weit nach auswärts zu bücken, ziemlich tief nach abwärts zieht. Der Ast schwingt zum Ansatz stark aus, ansonsten ist er gleich breit (3,0 cm), sein Querschnitt bildet ein abgeflachtes Oval.

Abb. 8, 3. Randstück eines weitmündigen Gefäßes; der Durchmesser des Mundsauces kann auf etwa 30 cm geschätzt werden. Der Hals steigt steil in etwa senkrechte Höhe auf und ist nur unmerklich eingeschwungen; der Mundsau hält die Wandstärke des Halses bei und ist rundstabi profiliert. Hierher sind noch drei oder vier gleichartige Randstücke aus Lengyel-Ton zu stellen. Man darf auf ein Gefäßprofil mit mäßiger Ausbauchung und ebener

6 E. Beninger, Die Paura an der Traun (Schriftenreihe der öö. Landesbaudirektion, 17. Bd.), Wels, 1961.



Textabb. 6. Profile der neolithischen Rechteckbeile vom Kögerl an der Alm

Standfläche schließen. Ähnliche Randstücke fanden sich in der untersten Schicht auf der Paura (1961, γ 2/T, 3 oder ϵ 2/T, 1), sie stammen von birnförmigen Gefäßen oder von hochgezogenen, etwa zylindrischen Halsteilen. Leider ist die Höhe des Unterteiles, der für die Bruchstücke vom Kögerl anzunehmen ist, ziemlich unbestimmbar, so daß man auch mit einer weitmündigen gedrungenen Schlüsselform mit hochaufragendem Halsteil rechnen könnte. Solche Profile sind im Vollneolithikum nicht ungewöhnlich und stehen wohl auch mit den sogenannten Amphoren mit Trichterhals in Zusammenhang: S c h r á n i l, 1928, Taf. 6, 17 (bauchiger Unterteil); R. R. S c h m i d t, 1945, Abb. 70, 13 (doppelkonischer Unterteil)^{6a}. Aber Genaueres läßt sich, wie gesagt, nicht feststellen.

Abb. 8, 4. Schulterstück eines schlankbauchigen Gefäßes aus porösem, mittelgrauem Ton, mit hellbraunem Überzug auf der Außenwandung, schwach gebrannt. Im Schultereinzug sitzt eine umlaufende Reihe dicht gestellter Eindrücke eines rhombisch abkanteten Stichelendes.

Abb. 8, 5–7. Schulterstücke mit umlaufenden Tupfen- und Kerbleisten. Zu diesen drei Stücken gehört noch ein vierter Beleg.

Abb. 8, 8. Schulterstück mit kurzer, waagrecht gestellter, eingetupfter Knubbe. Die zuletzt erwähnten sechs Schulterstücke aus Lengyel-Ton stammen wohl von Kerbleistentöpfen mit hohem Unterteil, was jedoch wieder nicht zu belegen ist^{6b}.

b) Mittelalterliche Scherben

Die zahlreichen mittelalterlichen S c h e r b e n stammen ohne Ausnahme von Drehscheibengefäßen. Auffallend ist der besonders häufige Zusatz von Graphit bei der Aufbereitung der Tonmasse, dazu auch ein reichlicher Glimmerzusatz.

Unsere Auswahl gibt einen kennzeichnenden Überblick über alle vertretenen Bildungen und Techniken. Die Numerierung auf der Textabb. 7 mit den Profilzeichnungen entspricht den Photos auf der Abb. 9. Sie ist im folgenden mit „Fig.“ bezeichnet. Wir bringen zunächst eine Übersicht über die Randstücke. Sie sind alle unverziert, nur das Stück Fig. 12 zeigt am unteren Halsansatz eine Umlauflinie.

Das Randstück Fig. 1 hat als einziges eine starke Beimengung von kleinen Steinchen, die auch die Oberfläche der Scherbe recht roh erscheinen läßt. Aber natürlich weisen die meisten Scherben Glimmerzusätze und Quarzitgrus auf und, wie gesagt, Beimengungen von Graphit. Starken Gra-

^{6a} J. S c h r á n i l, Die Vorgeschichte Böhmens und Mährens, 1928; R. R. S c h m i d t, Die Burg Vučedol, Zagreb 1945.

^{6b} Ein nicht ausgearbeiteter Zusatz des Verfassers verweist für Abb. 8, 4–8, auf das jüngere Lengyel, für Abb. 8, 3 auf die der Lengyel-Stufe zugehörige bemalte Keramik aus Mähren (Babska). D. Herausg.

phitzusatz finden wir bei Fig. 14 und 16. Die Struktur der Tonmasse der Scherben ist ziemlich einheitlich, d. h. mehlig, aber verhältnismäßig hart gebrannt. Die Randstücke sind auch als verhältnismäßig dünnwandig zu bezeichnen, jedenfalls fehlen derbplumpe Ränder. Die Farbe ist zumeist dunkelgrau. Ausnahme bilden bräunliche Farbtöne wie bei Fig. 3 und 17 und ein rötlichbrauner Ton bei Fig. 16 (trotz Graphitzusatz)⁷. Einzelne Scherben zeigen eine etwas lichtere Graufarbe, sie sind dann auch etwas härter gebrannt, z. B. Fig. 12 und 15. Schwärzlich-dunkel erscheinen Fig. 2, 8 und 13. Eine annähernde Einglättung der Außenschicht finden wir bei Fig. 9. Dünnwandig sind Fig. 7 und 8, wobei Fig. 7 etwas schwierig zu orientieren ist. Einige Gefäße sind, wie sich aus einigen Anhaltspunkten ergibt, vermutlich vor dem Brand mit einer Schlämme leicht überschmiert oder eingerieben worden, wobei jedoch dieser Auftrag mit der Zeit sich abrieb. Bei den stark graphitierten Stücken haftet er am besten an.

Die Randbildungen erscheinen auf den ersten Blick ziemlich einheitlich, d. h. sie bewegen sich alle in einem bestimmten Rahmen. In Besonderheiten zeigen sich jedoch Unterschiede und Varianten, wobei sich die Kennzeichen ergeben aus der Art der Randumlegung, aus der Abformung des oberen und unteren Abschlusses des Randes oder der Krempe, aus dem Vorhandensein oder der Tiefe der Unterkehlung und aus dem Ansatz der Wandung zum Halsteil.

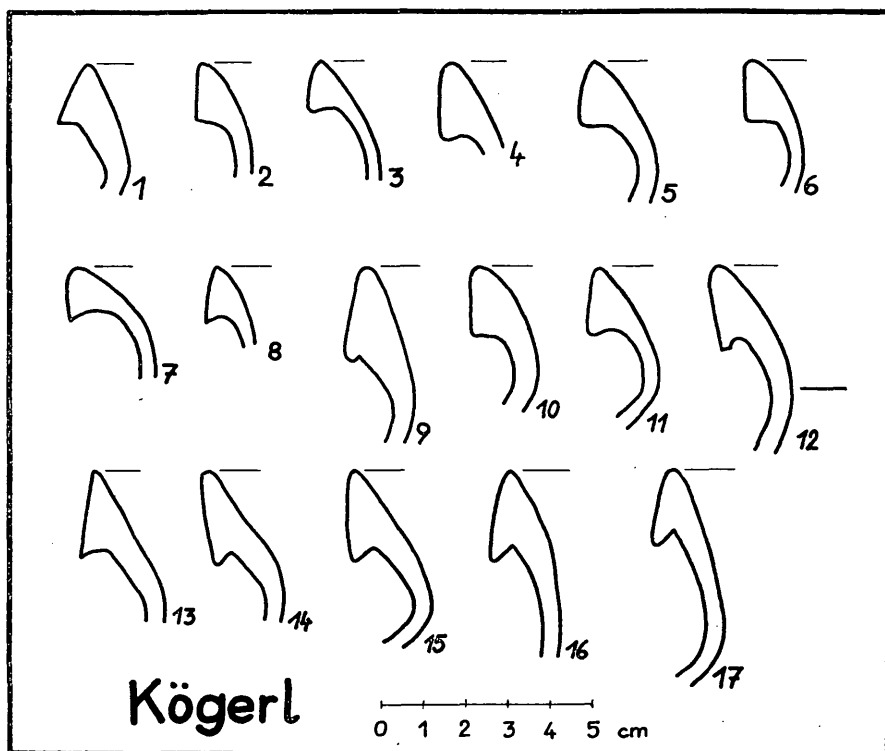
In allen Fällen verdickt sich die Wandung des Randes nach außen zu, d. h. es fehlen Ränder, die gleich stark mit der Wandung sind. Der Rand ist niemals umgeknickt oder schärfer umgelegt, sondern entweder leicht nach auswärts geneigt oder (nach auswärts) geschwungen. Die geringste Auslegung zeigt das auch sonst aus der Reihe fallende Stück Fig. 9, bei der auch der Randüberschlag an die Wand gepreßt wird. Bei Fig. 7 sehen wir den Rand bereits in einem weiten Bogen nach außen gelegt.

Der obere Randabschluß (Scheitel) ist abgerundet, niemals abgeplattet oder kantig abgestrichen. Allenfalls könnte man bei Fig. 8 und 13 von einem oberen Kantengrat sprechen. Beide Scherben zeigen auch einen scharfkantigen Abstrich der unteren Randkante, den wir noch bei Fig. 7 antreffen.

Im großen und ganzen darf man sagen, daß der äußere Abfall des Randumschlages (Krempe) zumeist annähernd senkrecht gebildet ist, am besten bei Fig. 6, 10, 12, 14 und 15. Schräg nach auswärts ist er bei Fig. 1 und 13 gestellt, bei Fig. 2 kann man bereits von einer dachförmigen Verdickung sprechen.

Der Halseinschwung ist niemals gedrunken, sondern hochgezogen. Auch die verhältnismäßig niederen Gliederungen, wie Fig. 6, 11 und 14, zeigen, daß die vertretene Topfform keinen gedrückten Oberteil aufweist.

7 Fig. 1 ist dunkelgrau, außen ziegelrot gefleckt.



Textabb. 7. Profile der unverzierten Randstücke der mittelalterl. Keramik (vgl. Abb. 9)

Der untere Absatz der Krempe ist bei Fig. 1, 3–6 und 10 annähernd waagrecht abgestuft. Die Stücke Fig. 7, 8, 11 und 12 zeigen zwischen dem unteren Krampenabsatz und dem Hals einen deutlichen Einzug. Die Ränder Fig. 13–17 haben bereits die Neigung zu einer unterkehlten und damit auch zu einer überhängenden Krempe, die bei Fig. 17 einen scharfgratigen Abschluß aufweist.

Das Profil Fig. 1 ist etwas abweichend. Die Abschrägung der Randverdickung ist unten nur auf einer kurzen Strecke horizontal abgeschnitten, dann setzt die Wandung geradwandig einwärts. Bei Fig. 2 ist der untere Absatz der Krempe schräg gegen den Halsansatz abgestrichen. Diese kantige Umbiegung kennzeichnet das dachförmige Profil der Randverdickung. Bei Fig. 9 ist der wulstartige Abschluß des unteren Krempenrandes auffallend. Diese Umlaufwulst wird als Rundstableiste sogar zu einem dekorativen Beiwerk. Diese singuläre Form stammt vermutlich ab von Bildungen wie Fig. 2, die leider nur in einem verhältnismäßig zarten Randstück vertreten ist. Die Form Fig. 2 führt aber nicht nur zu Form Fig. 9, sondern auch zu

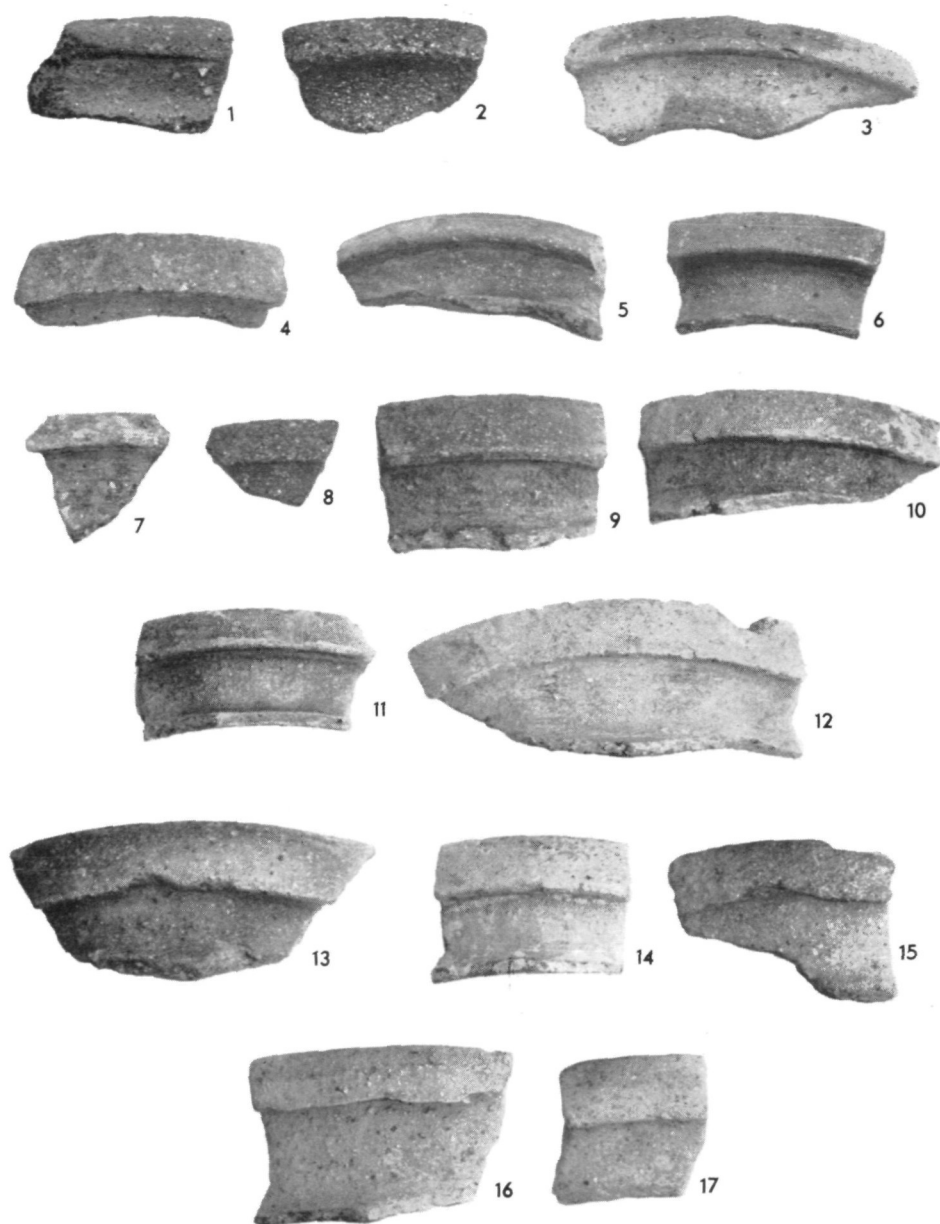


Abb. 9. Burgstall Kögerl an der Alm. Randbildungen der ma. Keramik (vgl. Textabb. 7)

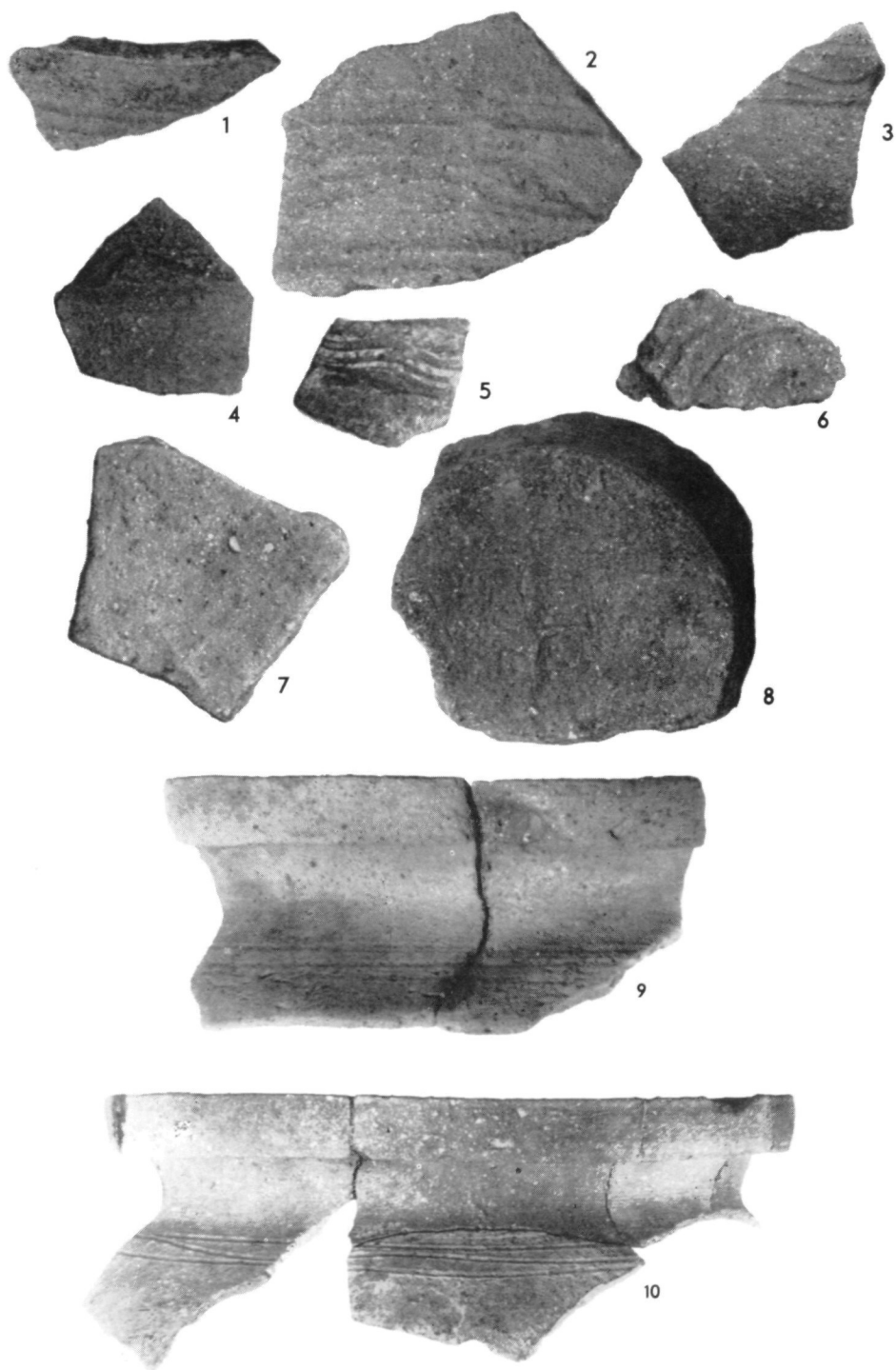


Abb. 10. Burgstall Kögerl an der Alm. Verzierte mittelalterliche Keramik (vgl. Textabb. 8)

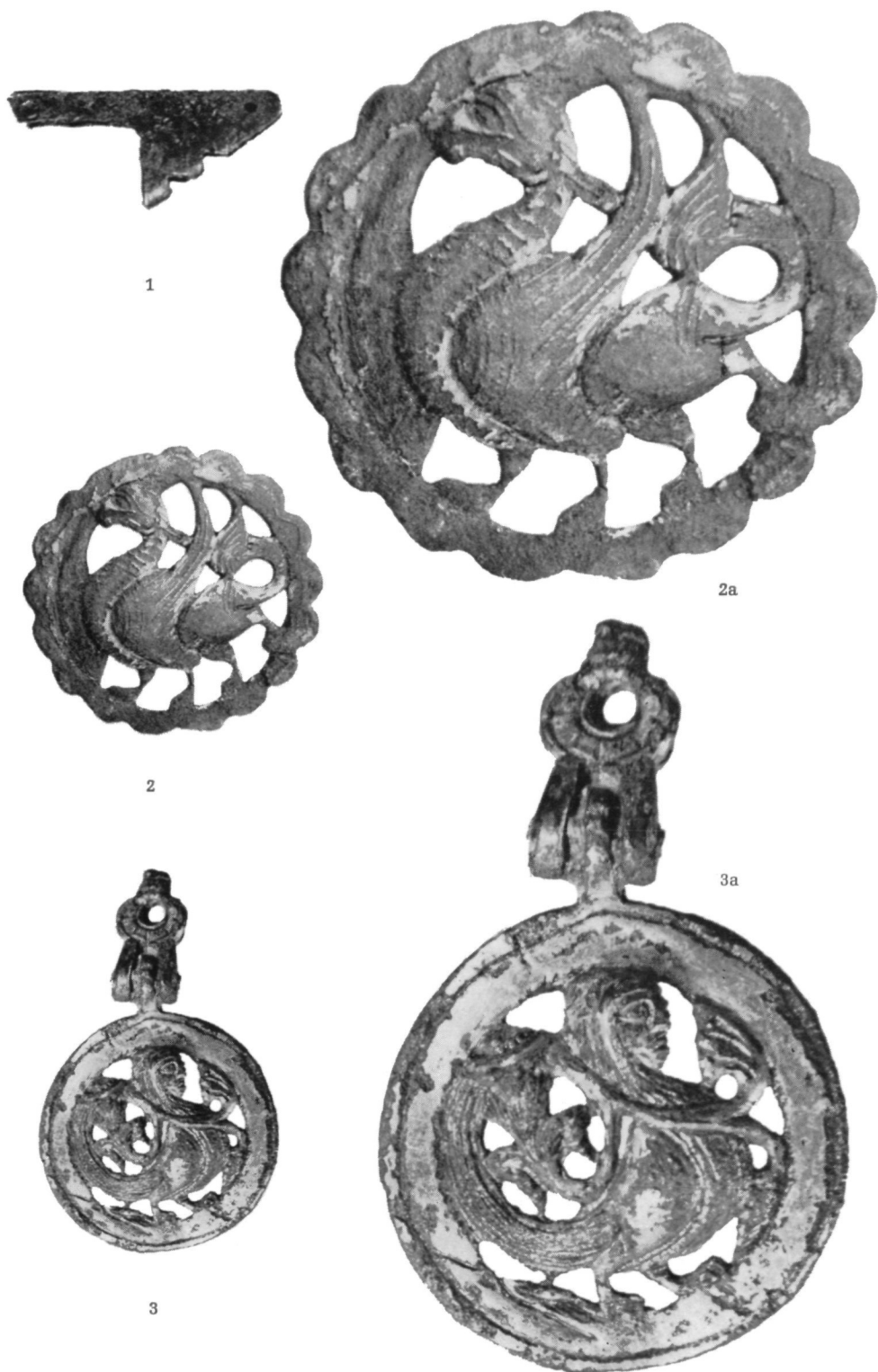


Abb. 11. Burgstall Kögerl an der Alm. Scheidenbeschlag (1) und Schmuckscheiben (zu S. 219 ff)
(1, 2 u. 3 originalgroß, 2a u. 3a vergrößert)

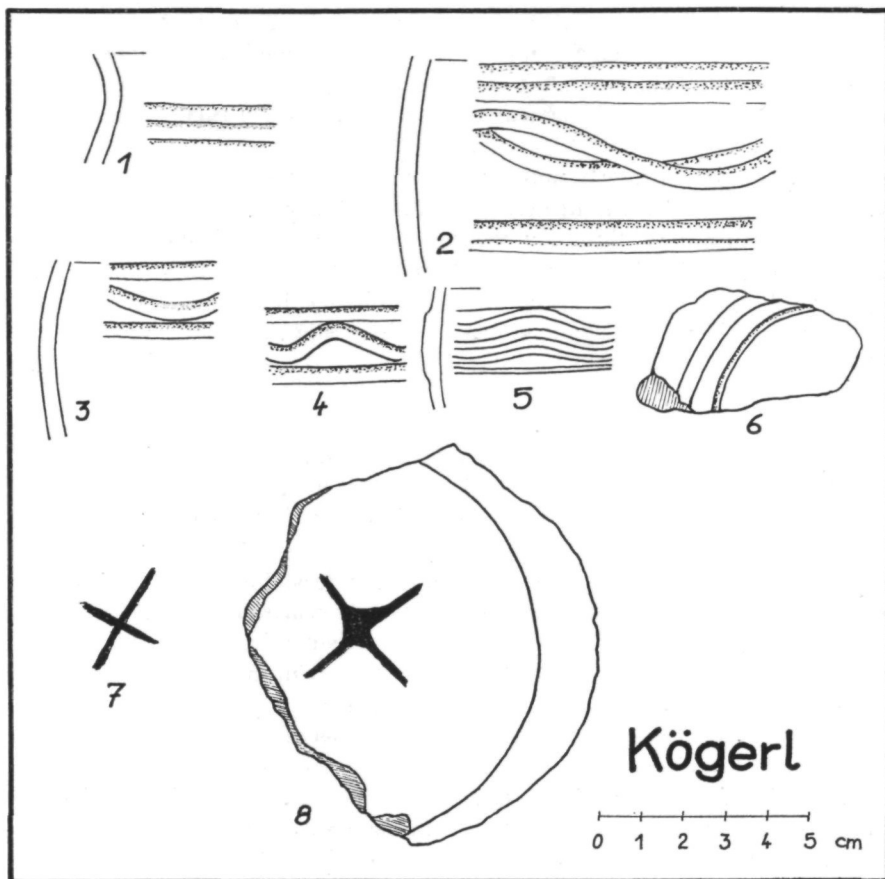


Abb. 12. Gesamtansicht von Norden



Abb. 13. Blick auf den Burghügel von Südosten

Burgstall Steinbach bei Grieskirchen



Textabb. 8. Verzierte mittelalterl. Keramik (vgl. Abb. 10)

Bildungen wie Fig. 3, das wegen der Niedrigkeit der Krempe genau so wie Fig. 7 und 8 recht elegant erscheint.

Von zwei Gefäßen fanden sich mehrere Bruchstücke der Randbildung vor, die uns eine bessere Vorstellung des Typus ermöglichen. Vor allem zeigen sie uns, daß die Gefäße am Übergang von der Schulter zum unteren Halsansatz, wie schon Abb. 9, Fig. 12, zeigte, umlaufende Furchenverzierungen tragen.

Abb. 10, Fig. 9. Stark graphitiert, aber mit brauner Außenschicht, Profil etwa wie Textabb. 9, Fig. 10. Die drei Umlauffurchen auf der obersten Schulter nur bei günstiger Beleuchtung bemerkbar.

Abb. 10, Fig. 10. Der Randteil konnte gut ergänzt werden. Dm des Randes

22,5 cm. Graphitiert, dunkelgrau, Profil etwa wie Textabb. 9, Fig. 14 und 15. Obwohl der Halseinschwung verhältnismäßig niedrig ist, erscheint die Gliederung nicht gedrückt. Auf der obersten Schulter unregelmäßige Furchenzüge: eine flach ausgeschwungene Wellenlinie zwischen zwei Umlauffurchen.

Abb. 10. Wir bringen nun einige verzierte Scherben, wobei die Numerierung der Zeichnungen auf Textabb. 8 der auf der Abb. 10, 1–8, entspricht. Auch diese Scherben stammen alle von Drehscheibengefäßen und zeigen eine starke Beimengung von Graphit und Glimmer. Die Stücke Fig. 1, 3, 4 und 8 sind dunkelgrau, Fig. 5 ist etwas heller, hingegen zeigen Fig. 2, 6 und 7 ein helleres Braun mit einem rötlichen Stich. Die Scherben Fig. 1–5 stammen von der obersten Schulter, Fig. 7 und 8 von Bodenplatten, Fig. 6 ist nicht einwandfrei zu beziehen.

Fig. 1 zeigt zwei sorgfältig eingetiefte Umlauffurchen mit zarten, gut modellierten Graten. Nicht so gut ausgeführt sind die Schulterbänder auf Fig. 3 und 4, eine gleichmäßige Wellenfurche zwischen zwei Umlauffurchen. Die Verzierung ist bei Fig. 4 ziemlich verflacht, so daß nur die Wellenfurche gut sichtbar ist. Das etwas hellere Schulterstück Fig. 5 ist recht dünnwandig und nimmt auch mit der Musterung eine Sonderstellung ein. Drei wellige Umlauffurchen lassen zwischen sich plastisch hervortretende Leisten stehen, die als die eigentlichen Träger der negativ arbeitenden Verzierungstechnik aufscheinen. Die Scherbe Fig. 2 stammt von einem dickwandigen und weiten Vorratsgefäß, das unter allen erhaltenen Bruchstücken nur selten zu belegen ist. Es handelt sich um ein Schulterstück, wobei die Verzierung sich über die gesamte Schulter erstreckt. Sehr zu bedauern ist, daß wir diesem Typus kein Randstück zuweisen können. Ein hohes Umlaufband, oben und unten von je zwei Furchen mit Mittelgrat eingesäumt, zeigt im Mittelfeld zwei sich unregelmäßig überschneidende Wellenfurchen. Alle Furchenziehungen zeigen breite Mulden, die horizontalen sind kräftig vertieft, die im Mittelfeld etwas seichter.

Das Bruchstück Fig. 6 ist nicht einwandfrei zu orientieren. Drei konzentrische Kreisbogen in Furchentechnik umsäumen ein Mittelfeld, das etwas aufgewölbt hervortritt. Auch auf der Innenwandung sieht man keine Gefäßkrümmung. Man könnte an das Bruchstück einer Bodenplatte denken, die allerdings wegen der schwachen Aufwölbung keinen ebenen Stand hätte. Möglicherweise stammt das Stück von keinem Gefäß, sondern von einer Tonplatte.

Die Bruchstücke Fig. 7 und 8 gehören zu ebenen Bodenplatten. Die kreuzförmigen Bodenmarken zeigen keine Umrandung vom (hölzernen?) Negativstempel. Plastisch deutlicher tritt die Marke Fig. 8 hervor, wenn auch das Kreuzzeichen breiig verschwommen ist.

Vergleich mit Steinbach. Auf dem Kögerl sehen wir keine Beziehungen zu Steinbach, Abb. 14, Fig. 1 u. 2. Auch Kögerl, Abb. 9, 2, kann

nur schwer mit Steinbach 3 verglichen werden. Wir haben wohl im Kögerl die Krempe, oben dachförmig oder senkrecht abfallend; die Krempe unten horizontal abgestuft, unten schräg aufwärts einsteigend und auch einschwingend zu einer bogigen Unterkehlung. Das stimmt alles gewiß. Aber so zarte Randstücke wie Kögerl, Abb. 9, 2, 7, 8, gibt es nicht in Steinbach. Kögerl 16 und 17 entsprechen etwa Steinbach 7, doch ist Kögerl schärfer unterschnitten. Kögerl 15 und Abb. 10, 10, ist fast gleichzusetzen mit Steinbach 8, Abweichend ist in Kögerl, daß den unteren Abschluß der Krempe, Abb. 9, Fig. 9, eine Umlaufwulst bildet.

Datierung⁸. Wir können wohl annehmen, daß die untere Schicht von Steinbach nicht lange vor 1171 liegt, da sie verhaftet ist mit der oberen Schicht, mit der aber das Kögerl keine Übereinstimmung aufweist. Es fehlen im Kögerl die dreieckigen Krempe von Steinbach 1 und 3, es fehlen auch die Umlaufrillen auf der Krempe wie Steinbach 2. Aber das Kögerl zeigt starke Übereinstimmung mit Steinbach. Nur auf dem Kögerl sehen wir: den starken Graphitzusatz, die Verzierungen und die zarten Randprofile. Es ist klar, daß das Kögerl keinesfalls jünger als Steinbach sein kann, denn es fehlen ja alle Beziehungen zu Leithaprodersdorf⁹. Ob es aber wegen seiner in Steinbach nicht vertretenen Eigenheiten viel älter als 1171 anzusetzen ist, kann noch nicht entschieden werden. Die Möglichkeit wollen wir nicht ganz ausschließen. Ein Argument könnte die Tatsache liefern, daß die Marke nicht umrandet ist. Nur die schmalen Krempe wie Fig. 3, 7 und 8 kommen auch in Leithaprodersdorf vor. Auch die Vorratsgefäße wie Abb. 10, Fig. 10, treffen wir noch sehr spät.

Vielleicht könnte man eine Entwicklung von den Randverdickungen zu den überhängenden Krempe annehmen. Aber auf dem Kögerl kennen wir eigentlich keine unterschnittenen Krempe. Selbst der scharfgratige untere Abschluß Fig. 17 steht noch zu weit von der Wand ab und der Überhang ist noch zu kurz. Steinbach, Fig. 7, erscheint jünger als Kögerl. Aber auch in Leithaprodersdorf sehen wir noch nicht die tief unterschnittenen Krempe.

Gefühlsmäßig würden wir Abb. 10, Fig. 9, alt, Fig. 10 jünger und Abb. 9, Fig. 13–17 am jüngsten ansetzen.

c) Sonstige Funde

Bernsteinperle, zylindrisch, Dm 17, H 11 mm.

Scheidenbeschlag, Kupfer, L 39, Br bis 18 mm, L der Niete

⁸ Im Bericht vom 17. Oktober 1960 teilte Beninger mit: Die Scherben, die sich innerhalb des Holzbaues, dann verstreut auf der Plateaustufe und vereinzelt in der Palisade fanden, gehören nach der Bestimmung eher ins 11. Jh. als in das 12. Jh. Sie sind durchaus einheitlich, d. h., die Burg kann nicht lange bewohnt gewesen sein und wurde nach ihrer Zerstörung niemals mehr besiedelt. Waffen oder andere Eisenstücke wurden nicht angetroffen.

⁹ Vgl. unten S. 231 und Textabb. 13.

(= Br des Rückens) 5 mm, Abstand bei der Dreiecksspitze 6 mm. Zwei kräftige, gut und scharf eingeschnittene Einkerbungen auf Dreiecksrücken. Abb. 11, 1 u. Textabb. 9.

Durchbrochene Schmuckscheibe, Kupfer, goldplattiert. Abb. 11, 2 (originalgroß), 2a (in doppelter Vergrößerung).

Vierfüßiger Greif, nach links schreitend, Dm 44, Bildrund 35, Aufwölbung bis 5 mm. Der Rahmen bogenförmig ausgelappt. Auch die Goldplattierung ist mit den Auslappungen aufgelegt. Zuäußerst bleibt stellenweise der Rest des vordersten Saumes, der eine Eingravierung vor täuscht. Vor der Goldplattierung fand sich also ein Kupfersaum. Rückwärts, oben und unten berührt die Greifenfigur den Innenrand des Rahmens, nur vor der Brust hängt das „Lebensblatt“ aus dem Maul (Schnabel?) herab. Dieses Blatt ist glatt wie sonst nur die Hinterschenkelpartie. Alle vier Füße sind tatzenartig aufgesetzt, die Beine vogelartig dünn. Nach links schreitend, mit den rechten (in der Perspektive rückwärtigen) Beinen voraus.

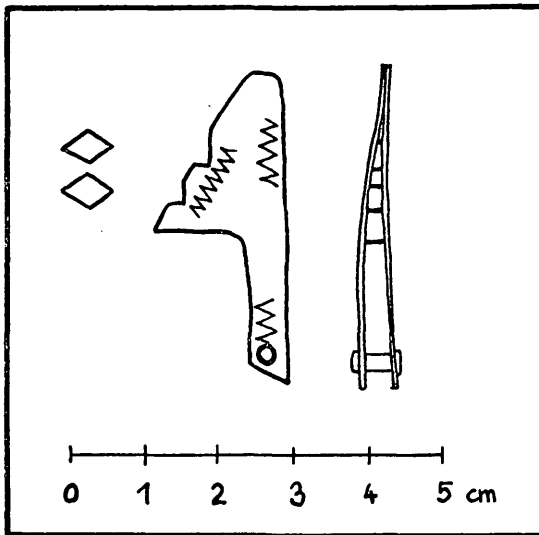
Der Schweif ist aufgestellt und nach rückwärts geschlagen. Es scheint sein Ende zu fehlen. Jedenfalls fehlt eine Quaste. Aber über diese Stelle legt sich eine vom Rahmen bis auf das Tierhinterteil herabhängende Blase. Das vorhandene Ende des Schwanzes ist waagrecht gerippt, die Blase gefüllt mit senkrecht gestelltem Bogen. Links an die Blase angelehnt ist das schlanke Ende des Knochenflügels. Dann findet sich zwischen Flügelende und dem Tiernacken eine schmale, etwas schief gestellte Leiste, die kaum mit dem Ende eines durchgehenden Schwanzes in Verbindung zu bringen ist.

Der Tierkopf zeigt kein nach rückwärts abstehendes Ohr; die Form, die so aussieht, wird vom Ansatzstück zwischen Kopfscheitel und Rahmen gebildet.

Von rückwärts sind vier Wölbungen eingeschlagen: Vorderkörper (Brust mit Ansatz des Knochenflügels), Hinterteil, Kopf und Blase oberhalb des Hinterteiles.

Durchbrochene Schmuckscheibe an Anhängervorrichtung, Kupfer, goldplattiert. Abb. 11, 3 (originalgroß), 3a (in doppelter Vergrößerung).

Zweifüßiger Greif mit Menschenkopf, nach rechts schreitend. Dm 35, Bildrund 26, Aufwölbung 6 mm. Von rückwärts eingeschlagen: Brust, Kopf, Ornament über dem Rücken. Menschenkopf nicht im strengen Profil, da auch das halbe linke Auge eingezeichnet und auch das linke, hintere Bein voranschreitet, aber nicht in perspektivischer Aufdeckung erscheint. Der Greif tritt damit, von links kommend, reliefartig mit dem Oberkörper gleichsam aus dem Bildrund heraus, das Gesicht dem Beschauer zugeneigt. Die quergestellte Öse hängt an einem Stift zwischen gabelförmigen Fortsätzen eines Ringgliedes, das oben leider abgebrochen ist. Gabelstreifen umgeschlagen. Das Loch war innen mit Gold plattiert. Der un-



Textabb. 9. Messerscheiden-Endbeschlag aus Kupfer (vgl. Abb. 11, 1)

tere Rand der Röhre neigt sich etwas nach abwärts. Also nicht ausgewetzt durch einen Riemen, kein Funktionsglied.

Glatte Rahmenring, vor dem äußeren Rand begleitet von einer Rinne, über die aber die Plattierung hinüberreichte.

Der schlanke Schwanz des Greifen biegt sich aufwärts bis in die Höhe hinter dem Nacken. Läuft aus in ein senkrecht gestelltes, etwas rautenförmiges Ornament. Dem entspringt hinter dem Nacken eine Pflanzenranke, die sich auf die rechte Schulter legt. Sie gabelt sich über der Schulter. Der linke Zweig gleitet entlang des Rückens, richtet sich auf und endet in einer Endgabel, in die das Rautenornament mit der unteren Spitze hineinreicht. In den seitlichen Bogen der Gabeläste hängen kleine Pinienzapfen. Der rechte Ast, der von der Schulter abzweigt, wird zum Hauptast, der sich wie eine Schärpe quer und schief über die Brust legt. Außerhalb des Körpers gabelt sich der Ast wieder und legt sich mit zwei kräftig gerippten, liegenden Halbpalmetten an den Innenrand des Rahmenringes.

Der Kopf zeigt große Glotzaugen, zusammengewachsene Augenbrauen, eine unten breit abgeschnittene Nase, kräftige Mundspalte und ein spitzes Kinn, erhält also ein etwas kubisches Aussehen. Auch die Haare auf dem Schädel scheinen angedeutet zu sein.

Glatte Oberfläche besitzen der rechte Schenkel und die Ranke. Sonst ist der Körper besetzt von längs ziehenden, knapp gestellten „Schraffen“, die zart geperlt sind.

Unter dem rechten Bein strebt ein schwacher Steg vom Rahmenring zum Schwanzbogen.

Die Darstellung führt kennzeichnende Bildgedanken weiter, mehr in der Tradition stehend und von ihr abhängig, weniger in Nachbildung der Naturformen¹⁰.

III. Burgstall Steinbach bei Grieskirchen

1. Einleitung¹

Steinbach, Gem. St. Georgen bei Grieskirchen, BH. Grieskirchen. Auf einer kleinen Terrasse des Steinbaches ragt ein kegelförmiger Abschnitt heraus, um dessen sehr steilen Abfall ein etwa 10 m tiefer und 2 m breiter Graben läuft. Der Graben ist an der Nordseite gegen den Bach zu früher zu einem Teich erweitert worden. Neben der Hauptburg, elliptisch, etwa 25 mal 30 m, liegt eine Vorburg, die ebenfalls von einem Graben umzogen ist, der jedoch an der Ostseite bereits eingeebnet wurde. Der Burghügel ist von Bäumen und Gestrüpp dicht bestückt. Das Plateau zeigt oberflächlich keine Mauerreste. Es zeigt auf der Südostseite eine etwa 2 m vertiefte Fläche (Einbruch?). Diese ist nur von Gestrüpp und nicht wie die übrige Fläche von Bäumen bewachsen (Abb. 12 u. 13). Wann die Gundacker Steinbach verließen und die Burg Starhemberg oberhalb Haag im Hausruck als Ersatz erbauten (1176 oder 1240) ist umstritten. Im Jahre 1418 wird Steinbach als Lehen des Jörgers Wolfgang I. unter der Bezeichnung „Burgstall Schwabeck“ genannt. Im Urbar 1518 des Jörgers Wolfgang IV. ist vom Burgstall keine Rede mehr, sondern nur vom Bauernhaus „Pfleger in Schwabeck“.

Damit war für die Burgenarchäologie der Idealfall gegeben, unter einer urkundlich datierten Brandschicht endlich Scherben des 12. Jh. einwandfrei und in größerer Menge in die Hand zu bekommen. Die Ausgrabungen, die

10 Eine Auswertung dieses Befundes, die Beninger weit ausgreifend geplant hatte, konnte er nicht mehr niederlegen. Die genaue Datierung dieser beim Ausgangstor der Burg in der Brandschicht zutage gekommenen Funde war Beninger deshalb so wichtig, weil er vermutete, daß der Burgherr sie hier auf der überstürzten Flucht aus der brennenden Holzburg verloren hat. Sie würden also die Zeit der Zerstörung fixieren helfen. Beninger ist bei seinen Studien zu einem früheren Zeitansatz gekommen als H. Mitscha-Märheim (MAG 90, 1960, S. 29–32). In seinem Bericht vom 17. Oktober 1960 schreibt er: *Die Figuralverzierung der Schmuckscheiben schlägt eine Brücke zu den plastischen Steingestalten an den Domen, sie ist kaum (?) beeinflusst von der in der spätantiken Tradition verharrenden Buchmalerei. Ich nehme nicht an, daß die „orientalischen Vorlagen“ (Jenny, z. T. auch Mitscha-Märheim) erneut im 11. Jh. einströmten, sie waren bereits selbstverständlicher Besitz des einheimischen Kunstgewerbes.*

1 Die Einleitung beruht auf einem Bericht E. Beningers an das BDA vom 27. 9. 1960, aus dem lediglich zwei Sätze, die Geschichte betreffend, ausgelassen wurden, da für diese eine ausführliche Darstellung vorliegt.

im Juli 1960 mit Mitteln des BDA und mit Unterstützung der öö. Landesbaudirektion durchgeführt wurden, beschränkten sich auf den Burgenplatz auf dem Hügel. Es handelt sich um eine mächtige Steinburg (vgl. Abb. 7), die einer großen Brandkatastrophe zum Opfer fiel und nicht mehr aufgebaut wurde. Das spricht für eine frühe Erbauung der Starhemberger Burg in Haag. Unterhalb des Brandhorizontes fanden sich wenige, aber kennzeichnende und für die Chronologie verwertbare Scherben. Die Burgstelle wurde erst im frühen 15. Jh. (1418?) systematisch planiert. Die Bezeichnung „Pfleger“ haftet heute noch an einem Haus südlich des Burgstalles. Noch im 16. Jh. wurde auf dem Plateau eine kleine Holzhütte errichtet. Die Funde gelangen nach ihrer Bearbeitung in den Kulturraum des Gemeindehauses St. Georgen.

2. Zur Geschichte²

Die Herrschaft Steinbach war einst der Mittelpunkt des Gebietes der heutigen Bezirkshauptmannschaft Grieskirchen. Den Nordteil des Gebietes besaßen anfangs die Grafen von Wels-Lambach als politische Verwalter und Eigenherren. Dann die steirischen Otakare, deren Dienstmannen zu Tollet, Tegernbach und Grieskirchen saßen.

Im Süden schloß sich an den Lambacher Besitz der Eigenbesitz des Lantperht von Hofkirchen (8. Jahrhundert) einerseits und des Alram von Steinbach (12. Jahrhundert) andererseits. Lantperht übergab 782 seinen Besitz (Dreieck: Hofkirchen, Weibern, Meggenhofen) an Passau, das die Kolonisation bis zum Fuß des Steindlberges vortrug. Der Mittelpunkt der neuen Rodung war der Hof zu St. Georgen; die Begründer dieses Pfarrortes waren also nicht die Jörger, diese nur die bloßen Inhaber auf dem Tauschwege.

Alram von Steinbach (ca. 1160), ist der einzige männliche Vertreter seines Geschlechtes, den wir kennen. Er taucht unvermittelt 1150 auf und verschwindet ebenso rasch. Seine Schwester war Richezza. Möglicherweise war jene Gisela von Steinbach, die im Florianer Nekrolog (1099–1115) erwähnt wird, die Mutter der beiden Geschwister. Alram kommt ein einziges Mal im Stiftungsbuch des Klosters Garsten vor, wo erwähnt wird, daß er um 1160 einen Weingarten, den ihm ein gewisser Hugo von Wels verpfändet hatte, nach Garsten stiftete, um nach seinem und seines Schwagers Gundacker Tode Gottesdienste zu erhalten (UBoE, I, 171). Gundacker von Steyr war der Vogt des Klosters Garsten (hatte auch dort seine Begräbnisstätte) und überredete wohl Alram, Garsten zu bevorzugen. Der Weingarten kann ganz gut im Trattnachtal gelegen sein. Alram führt in der Urkunde den auszeichnenden Titel: *Dominus*. Gundacker ist hingegen kein Freier, sondern ein Ministerialer der Markgrafen von Steyr. Einzige Erbin von Alram war die *nobilis matrona de*

2 Vgl. Heinrich Wurm: Die Jörger zu Tollet, 1955. – Ders. in: Öö. Heimatblätter 1, 1947, 147 und in einem ungedruckten Manuskript.

F. Pfeffer, Das Land ob der Enns. Linz 1958, S. 33, 295, 296.

Steinbach Richezza nomine, die edle Frau, vermählt mit Gundacker. Voll Stolz nennt sich Gundacker um 1150 Gundacker von Steinbach (UoE, II, 250) und behielt diese Benennung auch 1163, 1172, 1176 bei (Strnad, Hausruck, 6), auch sein Bruder Helmhart führt 1180 den Namen (UBoE, I, 187).

Richezza übergab 1180 durch die Hände ihrer Söhne Gundacker und During ein Gut bei Göblitz (Haag, NÖ.) an das Kloster Garsten (UBoE, I, 187). Diese zwei Söhne und deren Nachkommen nennen sich ebenfalls Steinbacher, aber seit 1240 wird dieser Name durch den der Starhemberger verdrängt. Ein Sohn der Richezza war auch der Propst Hartnid von Aquileja. 1204³. Eine Lambacher Chronik berichtet: 1171⁴ *Heinricus dux Austriae Steinbach castrum destruxit*. Gundacker von Steinbach erscheint sehr oft in Lambacher Urkunden, die Zerstörung seiner Burg paßt daher gut in die Lambacher Hauschronik, also wohl unser Steinbach und kein anderes.

Streitfrage der Erbauung der Burg Starhemberg ober Haag im Hausruck. Hoheneck (II, 509) für 1176, Strnad (60) entscheidet sich heftig für 1240. Wurm nimmt 1171 an, wenn unser Steinbach damals zerstört wurde.

Die Starhemberger ließen einen Pfleger zurück, den Bogenschützen Alram, in dessen Haus zu Steinbach sich die Vasallen der Steinbacher 1204 versammelten, um ein Rechtsgeschäft zu beurkunden (UBoE, I, 616).

Wenn Strnad zum 30. Aug. 1465 noch die öde Veste Steinbach erwähnt, so handelt es sich (nach Einsicht in das Lehenbuch des Kaspar St. im Schloßarchiv Eferding) um Steinbach bei Weitra, das der Kaspar Hecht als Starhemberg-lehen hatte.

Erst im 15. Jahrhundert kamen die Jörger in den Besitz von Steinbach, das nun Burgstall Schwa Beck genannt wird. Der Jörger Wolfgang I. hat im Jahre 1418 zu Lehen: den Burgstall Schwabeck, einen Hof und ein Lehen zu Steinbach und zwei Lehen zu Parschallern⁵. Der Jörger Wolfgang IV. legt 1518 ein Urbar an, worin vom Burgstall Schwabeck keine Rede mehr ist, sondern vom Bauernhaus Pfleger in Schwabeck, welche Bezeichnung noch heute an einem Haus südlich des Burgstalles haftet (vgl. Textabb. 10).

3. Die mittelalterliche Keramik

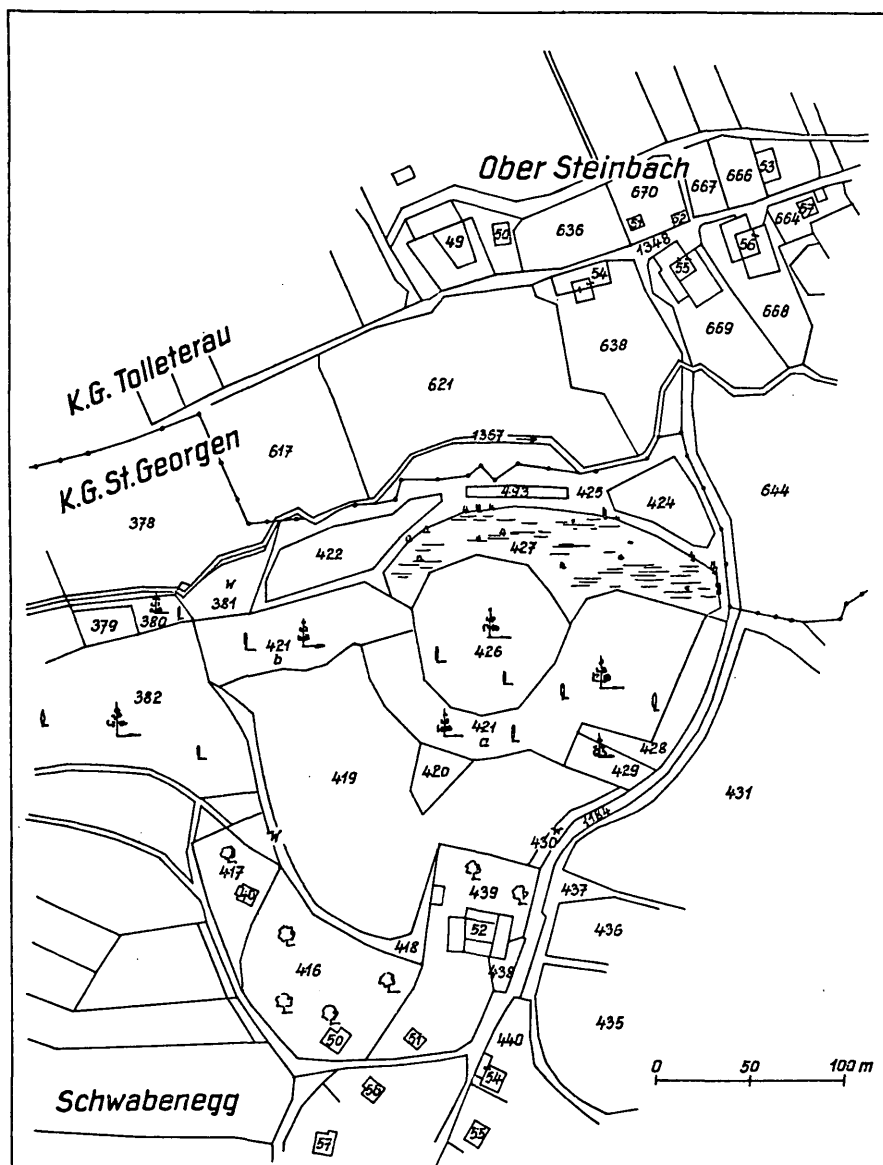
Unterhalb der Brandschicht von 1171 fanden wir einzelne Scherben, von denen wir die für die Gefäßprofilierung auswertbaren Bruchstücke Fig. 3–9⁶ vorführen, während wir die übrigen Wandstücke nur hinsichtlich ihrer Tonqualität erwähnen. Unmittelbar aufliegend auf der Brandschicht, fanden sich die Scherben, Fig. 1 u. 2, sonst nur geringfügige, unansehnliche Reste. Diese

3 UBoE, I, 616; Strnad, Innviertel, 768. K. Lechner in: Jb. f. Landeskunde NÖ. 32, 1955/56, Wien 1958, S. 95.

4 Handel-Mazzetti, Das Gemärke von Wildberg, 55. Monumenta Germaniae, Scriptores IX, S. 555/32.

5 Wurm, Die Jörger v. Tollet, S. 30.

6 Die Numerierung nach Fig. gilt für Textabb. 12 und Abb. 14.



Textabb. 10. Burgstall Steinbach b. Grieskirchen, Situationsskizze, annähernd genordet.
Die Schnitte von Textabb. 11 verlaufen im rechten Winkel durch die Parzelle 426

Lagerung besagt keinesfalls, daß ein größerer zeitlicher Abstand zwischen den Schichtengemeinschaften gefolgert werden darf. Wir sind lediglich zur Feststellung berechtigt, daß die beiden Scherben, Fig. 1 u. 2, zur Zeit der Katastrophe 1171 in Gebrauch standen, hingegen die Funde, Fig. 3–9, immerhin etwas älter angesetzt werden könnten. Der Ausgrabungsbefund gibt demnach keinen Hinweis für die Bemessung des zeitlichen Abstandes der durch den Brandhorizont getrennten Schichten; dieser kann sogar derart geringfügig gewesen sein, daß entwicklungsgeschichtlich eine „Gleichzeitigkeit“ der Tonware aus beiden Schichten nicht auszuschließen ist. Hingegen fällt dem Ausgräber eine andere Besonderheit auf.

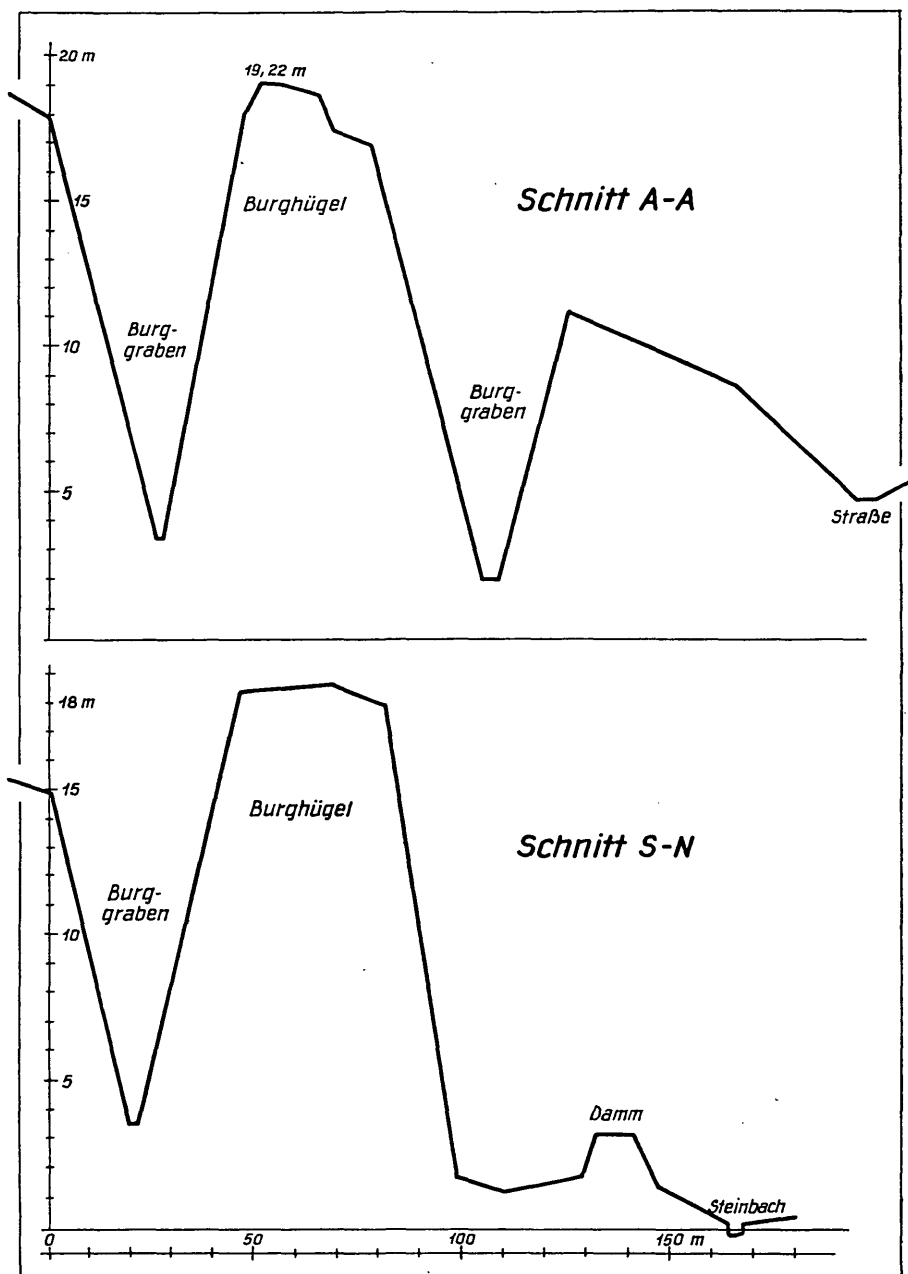
Da die neun Bruchstücke fast die einzigen Fundbelege der Ausgrabungsschnitte sind, fällt es auf, daß bis auf das Bodenstück, Fig. 9, nur Topfränder vertreten sind. Gewiß stammen einige kleinere Wandstücke aus der Schicht unterhalb des Brandhorizontes, ihre Zahl ist aber derart gering, daß sich unwillkürlich die Frage nach den übrigen Resten des Geschirrs stellt. Eine künstliche Planierung unterhalb der Brandschicht kommt nicht in Betracht.

Fig. 1. Plumpes Randstück von mehligter Substanz. Nicht mit Sand, sondern mit Glimmer abgemagert; eine Graphitbeimengung nicht nachzuweisen. In Anbetracht der Dicke gut gebrannt, ruft aber doch den Eindruck eines klobigen Randes hervor; an der Innenwandung zeigen sich graue Schmauchflecke. Der Rand ist nicht nach auswärts gelegt, der Hals steigt annähernd zylindrisch auf. Die Krempe verstärkt sich zu einem dachförmigen Aussprung, d. h., sie fällt schräg nach auswärts und springt nach einem Umbruch wieder schräg einwärts, so daß sich im Profilschnitt ein etwa gleichschenkeliges Dreieck ergibt.

Fig. 2. Randstück aus ähnlichem Ton, braun, an der Innenwandung heller. Aber dünnwandiger und fester gebrannt. Die Krempe ist einheitlich mittelgrau. Sie fällt steil und schräg nach auswärts, ist aber nach unten horizontal abgestrichen. Der Halseinzug neigt sich geradwandig schräg nach innen und setzt etwas abgestuft zur Schulterwölbung an. Auf der Krempe, aber auch auf dem oberen Ansatz des Halseinzuges, sitzen eingedrehte Umlaufrippen, von denen die knapp oberhalb des unteren Krempenendes recht scharfkantig begrenzt sind.

Fig. 3. Randstück aus körniger, gut aufbereiteter Tonmasse von mittel- bis dunkelgrauer Farbe. Die Randbildung steht in enger Beziehung zu Fig. 1, doch ist Fig. 3 nicht plump, sondern dünnwandiger, straffer und regelmäßiger abkantet.

Fig. 4. Dünnwandiges Randstück aus körnigem Ton mit starkem Glimmerzusatz. Die mittelbraune Außenschicht auf beiden Seiten ist scharf von der dunkelgrauen Innenmasse abgesetzt, ganz in der Art der Übergußtechnik. Die schräg abfallende Krempe ist unterhalb auf einer größeren Erstreckung horizontal abgestuft.



Textabb. 11. Burgstall Steinbach b. Grieskirchen. Geländeschnitte, etwa zehnfach überhöht.
A-A = West-Ost, S-N = Süd-Nord.

Fig. 5. Kräftiges Randstück eines weitmündigen Topfes, fest und entsprechend dickwandig. Die Tonsubstanz wirkt wie bei Fig. 1 mehlig. Beiderseits eine mittelbraune, teilweise braunrötliche, mit einzelnen Schmauchflecken versehene Außenschicht, die sich sandig angreift. Außer dem reichen Glimmerzusatz dürfte vermutlich auch etwas Graphit beigemennt sein. Auf der fast senkrecht abfallenden Krempe sitzen wie bei Fig. 2 seicht eingedrehte Umlaufrillen. Unten steigt die Krempe schräg nach auf- und einwärts, doch kann man noch nicht von einem Überhängen der Krempe sprechen. Ein verhältnismäßig hoher Hals strebt geradwandig und schräg einwärts bis zu einer kaum abgestuften Schulterausschwingung.

Fig. 6. Randstück von gleichartiger Tonmasse. Die Innenwandung zeigt einen rötlichbraunen Überzug, die äußere scheint mit Graphit eingerieben zu sein. Anhaftende Reste der Brandschicht verwirren die Augenscheinnahme. Der Scheitel der Krempe ist zugespitzt, so daß ein scharfgratiger Mundsaum entsteht. Auf der Krempe keine Drehrillen. Deren unterer Abschluß ist gewölbt und schlägt in eine bogige Unterkehlung ein.

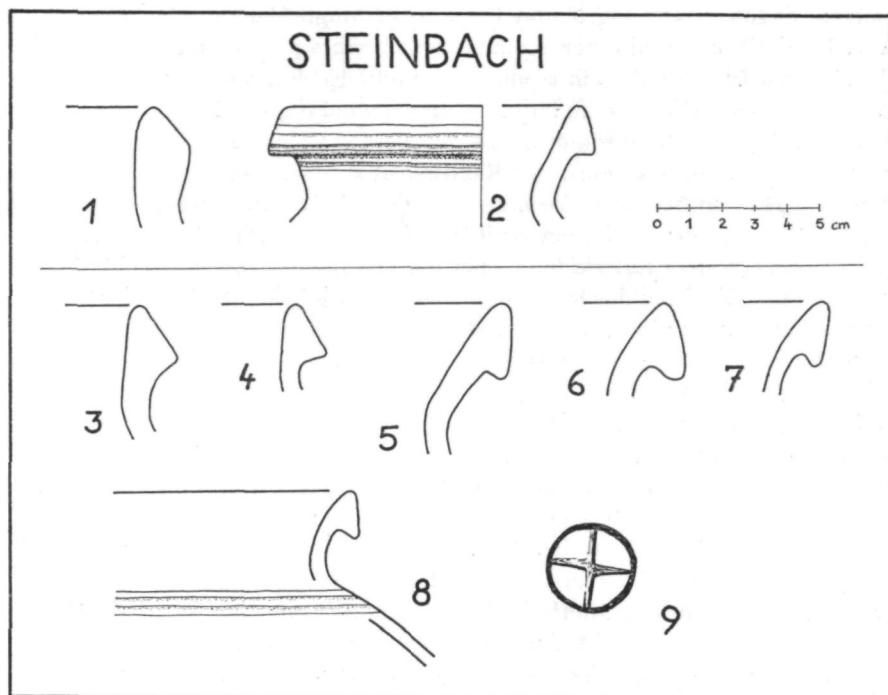
Fig. 7. Randstück, fest gebrannt aus hellbraunem Ton mit einem rötlichen Stich und geringer Beimengung von Graphit. Die Krempe fällt etwas einwärts gerichtet ab. Die Unterkehlung ist schon ziemlich eng, aber noch nicht unterschritten. Der Hals setzt dünnwandig an.

Fig. 8. Randstück mit oberer Schulterpartie aus dunkelgrau-schwärzlichem Ton ohne Außenschicht, nicht besonders fest gebrannt. Die Krempe fällt senkrecht abwärts. Die deutlich ausgeprägte Unterkehlung setzt innen am niedrigen Hals nicht bogig, sondern winkelig an. Auf der obersten Schulter sitzt ein dreifurchiges Umlaufband, das vier Grate plastisch zur Geltung bringt. Auffallend ist die besondere Dünnwandigkeit der aufgeblähten Schulter, besonders im Hinblick auf den immerhin kräftigen Krempenrand.

Fig. 9. Hellgraue, ebene Standfläche mit Bodenmarke, die ein Speichenkreuz innerhalb eines Kreisringes schwach plastisch, etwas breiig verschmiert hervortreten läßt. Auffallend ist der hellgraue und hart gebrannte Ton ohne jeglichen Glimmerzusatz.

Eine geringe Zahl von Wandstücken aus der Schicht unter dem Brandhorizont stammen von anderen Gefäßen, die nicht mit den Bruchstücken, Fig. 3–9, in Verbindung gebracht werden können. Sie zeigen an: einen Überzug kann auch nur die Außenseite des Gefäßes tragen, wobei die Innenfläche die graue Farbe der Tonmasse beibehält; einen Graphitanstrich kann sich ebenfalls nur auf der Außenseite finden; einzelne Schulterstücke tragen innen breite Gurtfurchen.

Es handelt sich durchaus um henkellose, weitmündige Töpfe mit hochliegender bis aufgeblähter Schulterwölbung. Zumeist wird man wohl schlankbauchige Töpfe annehmen dürfen, wenn auch die Formen mit aufgeblähter



Textabb. 12. Burgstall Steinbach bei Grieskirchen: Profile der mittelalterl. Keramik
(vgl. Abb. 14)

Schulter einen gedrungeneren Aufbau voraussetzen. Die Tonmasse ist annähernd gleichartig aufbereitet. Der Kern ist mittel- bis dunkelgrau, eine Magerung mit Quarzsand fehlt, doch ist der Zusatz von feinschuppigem Glimmer auffallend groß. Die Substanz wirkt bei Fig. 1, aber auch bei Fig. 5 mehlig, hingegen bei Fig. 2, 3, 4 körnig, möglicherweise ein Ergebnis der Brennstärke. Einen festen Brand zeigt eigentlich nur Fig. 7, im geringeren Maße auch Fig. 2 und auffallenderweise auch Fig. 8. Eine schwache Beimengung von Graphit läßt sich bei Fig. 5 und 7 feststellen. Daß der Topf, Fig. 6, äußerlich mit Graphit eingerieben wurde, kann vermutet werden; bei einem nicht abgebildeten Wandstück ist ein Graphitanstrich gesichert. Wichtig ist, daß für das 12. Jahrhundert bereits ein hellgrauer und hart gebrannter Ton ohne jeglichen Glimmerzusatz durch die Bodenplatte, Fig. 9, belegt ist.

Die Randstücke zeigen recht deutlich die Entwicklungsmöglichkeit der Krempebildungen. Bei Fig. 3 kommt es zu einer dachförmig vorspringenden Verdickung des Randwulstes, die annähernd symmetrisch aus- und wieder einspringt. Bei Fig. 4 ist die Krempe nach außen abgeschrägt, aber nach unten waagrecht abgestuft. Nun erst kann ein Überhängen der Krempe ein-

setzen, davon zeigen Fig. 5 und Fig. 6 zwei Möglichkeiten. Das Bruchstück, Fig. 5, erhält unterhalb der Krempe einen schräg ein- und aufsteigenden Leistenabstrich, so daß eine schmale, geringfügige Einziehung vor dem Halsansatz entsteht. Gleichzeitig ladet die Innenwandung des Randes schräg und geradwandig zum Mundsaum auswärts; gleichlaufend damit ist die Ziehung der Halswandung bestimmt; der Rand ist also nicht nach auswärts gebogen und der Hals nicht eingeschwungen, sondern beide sind geradwandig nach auswärts gestreckt; zu diesem Aufbau gehört es, daß die Krempe senkrecht abfällt. Eine andere Entwicklung zeigt die Bildung Fig. 6, sie bezieht sich auf den unteren Abschluß der Krempe, die zungenförmig herabhängt; der Scheitel der Krempe ist zu einem scharfen Mundsaum zugespitzt und somit in seiner Grundlinie breiter als jedes andere Randstück. Schließlich bricht bei Fig. 7 die Krempe schräg nach einwärts ab, dadurch wird der überhängende Auslauf stärker an die Wandung gedrückt und der Rand erscheint damit stark unterkehlt, wenn auch noch nicht unterschritten. Die Endform ist mit Fig. 8 erreicht: die Krempe wird scharf modelliert, sie fällt wie ein steiler Kragen herab und statt der Unterkehlung findet sich eine eingewinkelte Rinne.

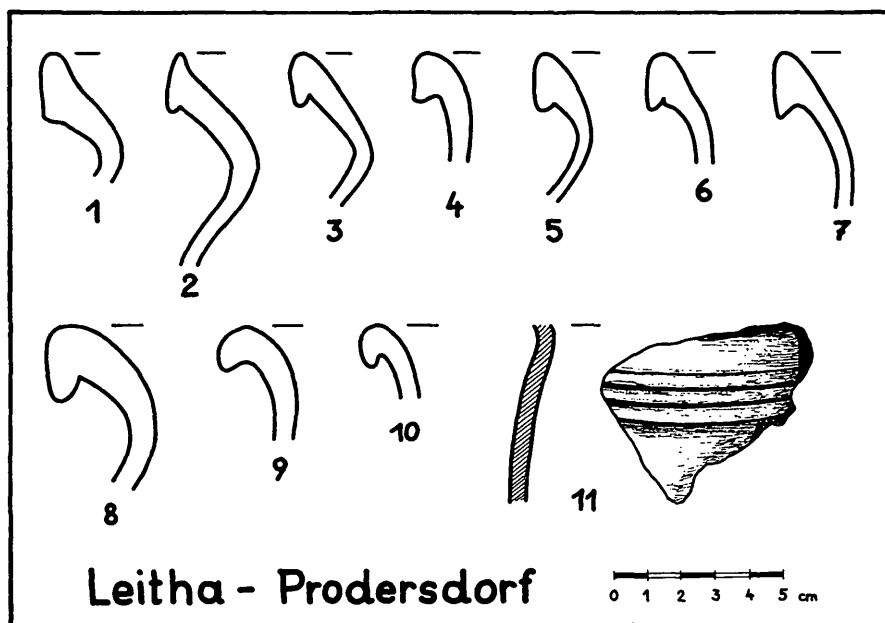
Das Bruchstück, Fig. 1, hat in vieler Beziehung seine Entsprechung in Fig. 3, nur daß es viel plumper gestaltet ist. Hingegen zeigt der Rand, Fig. 2, gegenüber den Stücken unterhalb des Brandhorizontes eine fortgeschrittenere Organisationshöhe. Der Auftrag auf der Außen- und Innenwandung ist braun, nur die Außenfläche der Krempe ist grau eingedunkelt. Die Krempe ist etwas nach auswärts abgeschrägt und unten waagrecht abgestuft. Die Halsbildung ist gestrafft. Das alles erinnert an das kräftige Randstück, Fig. 5. Hingegen ist die Randbildung so scharf profiliert, wie wir dies nur bei Fig. 8 vorfinden. Die Krempe wird mit seichten, umlaufenden Rillen gegliedert, die besonders genau eingetieft sind, was auf eine gut ausgewogene rotierende Drehscheibe schließen läßt. Auch unter der Krempe finden sich noch seichte Einfurchungen. Meine Beurteilung zielt dahin, daß Fig. 2 wohl nicht den morphologischen Vorsprung von Fig. 8 erreicht hat, aber als töpferische Leistung doch einem überlegeneren Bautypus angehört. Damit erscheint mir das 12. Jahrhundert (zweite Hälfte?) als jenes Übergangsfeld, das eine entscheidende Wandlung für die künftigen Grundlagen des hochmittelalterlichen Handwerks brachte.

Chronologie durch Vergleich⁷

Zu Fig. 1 u. 3: Leitha-Prodersdorf, Fig. 1, ist viel härter gebrannt, erstklassig abgedreht, außen gut abgeglättet.

Zu Fig. 2: Leitha-Prodersdorf 2. Abgesehen von den technischen Fortschritten, ist der Hals des 13. Jh. etwas höher gezogen und die Schulter schwingt ohne Abstufung aus. Aber wir finden noch auf der Krempe die umlaufenden Drehrillen.

7 Beninger hat die Keramik vom Kögerl und von Steinbach in Beziehung gesetzt zu der vom „Gschlößl“, einer von Ottokar von Böhmen 1273 zerstörten Wehranlage mit Was-



Textabb. 13. Leithaprodersdorf, Bglđ., Profile von mittelalterl. Keramik (vor 1273)

Steinbach, Fig. 3, wäre demnach das jüngste Stück der unteren Schicht. Es besteht keine große Zeitdifferenz zwischen den beiden Schichten.

Und doch: Steinbach, Fig. 1 und 2, haben Beziehungen zum 13. Jh. von Leitha-Prodersdorf, wo sie die Grundlagen der Formen bilden und nur an der fortschrittlicheren Keramiktechnik sofort zu unterscheiden sind. Man muß die Stücke in der Hand haben, Profilzeichnungen genügen nicht immer.

Fig. 1 und 2 zeigen keine Beziehungen zum Kögerl, was immerhin beweist, daß das Kögerl nicht jünger als 1171 sein kann.

In der Profilzeichnung besteht Übereinstimmung bei Steinbach, Fig. 3, mit Kögerl, Fig. 2, doch täuscht dies, da die Kögerl-Scherbe dünnwandig und zart gebaut ist.

Steinbach, Fig. 5, dieses derbe Randstück eines weitmündigen und großen Topfes, hat in seiner Profilierung eine Beziehung zu der Scherbe Paura, Abb. 8/10⁸.

serburg im Südosten von Leithaprodersdorf im Bezirk Eisenstadt, Burgenland, an der niederösterreichischen Grenze, am rechten Ufer der Leitha. Beninger hat dort Oberflächenfunde aufgesammelt, ist aber zu der geplanten Grabung leider nicht mehr gekommen. Seine Aufnahme der Profile der aufgesammelten Scherben kann in Textabbildung 13 vorgelegt werden. Weitere Einzelheiten zum „Gschlößl“ von Leithaprodersdorf s. bei K. Ulbrich in: Burgenländ. Heimatblätter 19 (1957), S. 104–112.

- 8 E. Beninger, Die Paura an der Traun. Eine Landsiedlung der Pfahlbaukultur und ihre Verkehrslage in vor- u. frühgeschichtlicher Zeit. Schriftenreihe der OÖ. Landesbauverwaltung. Nr. 17, Wels 1961.

4. Folgerungen

Die Scherben unter und knapp oberhalb der Brandschicht stimmen gut mit jener Keramik überein, die man in Mitteldeutschland gesichert dem 12. Jahrhundert zuweisen kann. Von unserem Arbeitsgebiet ist die Keramik jedenfalls älter als jene, die wir gesichert durch Leithaprodersdorf ins 13. Jahrhundert stellen können und die übereinstimmt mit den ältesten Scherben der Wasserburg Neydharting und aus der Badeanlage beim Kurhaus Neydharting. Das besagt immerhin, daß die in Leithaprodersdorf datierte Keramik auch in Oberösterreich vertreten ist. Unbestimmt ist bis jetzt eine Trennung der Keramik des 12. Jahrhunderts vom 11. Jahrhundert, so daß wir die vom Kögerl stammende, mit Steinbach teilweise übereinstimmende Tonware nur schwer datieren können, obwohl es unwahrscheinlich ist, daß die Form des 12. Jahrhunderts bereits über hundert Jahre früher gleichartig sein sollte. Es gilt also zunächst, die Zerstörung von Steinbach einwandfrei mit der Brandlegung 1171 durch Heinrich nachzuweisen (bzw. die Geltung der bezüglichen Annalen-Nachricht anzuerkennen)⁹.

Steinbach wurde nach 1171 nicht wieder aufgebaut. Es war eine Steinburg! Die systematische Planierung erfolgte im frühen 15. Jahrhundert (also wohl 1418). Noch im 16. Jahrhundert wurde auf dem Plateau eine kleine Holzhütte errichtet, die bald (also wohl 1518) ebenfalls planiert wurde. Dann unbewohnt.

Schlußbemerkung des Herausgebers

Über die Grabung selbst liegen unzusammenhängende Notizen vor, aus denen zur Ergänzung angeführt sei, daß in oberflächlicher Lage mehrfach Keramik (vgl. Abb. 15) und Kacheln des 14. Jahrhunderts, zahlreiche Eisennägel, eine Lanzenspitze des 14. Jahrhunderts und eine gleichzeitige Gertel (Waffe des Fußvolks) gefunden wurde. Ein verkohlter Rundstamm wurde von Frau Dr. L. Stipperger, Graz, mit größter Wahrscheinlichkeit als Tanne (*Abies alba* Mill.) bestimmt.

Aus einem Exzerpt eines unveröffentlichten Manuskriptes von H. Wurm, Pfarrer von St. Georgen, sei erwähnt, daß 1937 in Schwabegg neben der Hauslacke des Pflegerhauses eine Flachaxt aus Quarzit (Ö. Landesmuseum, Linz) gefunden wurde.

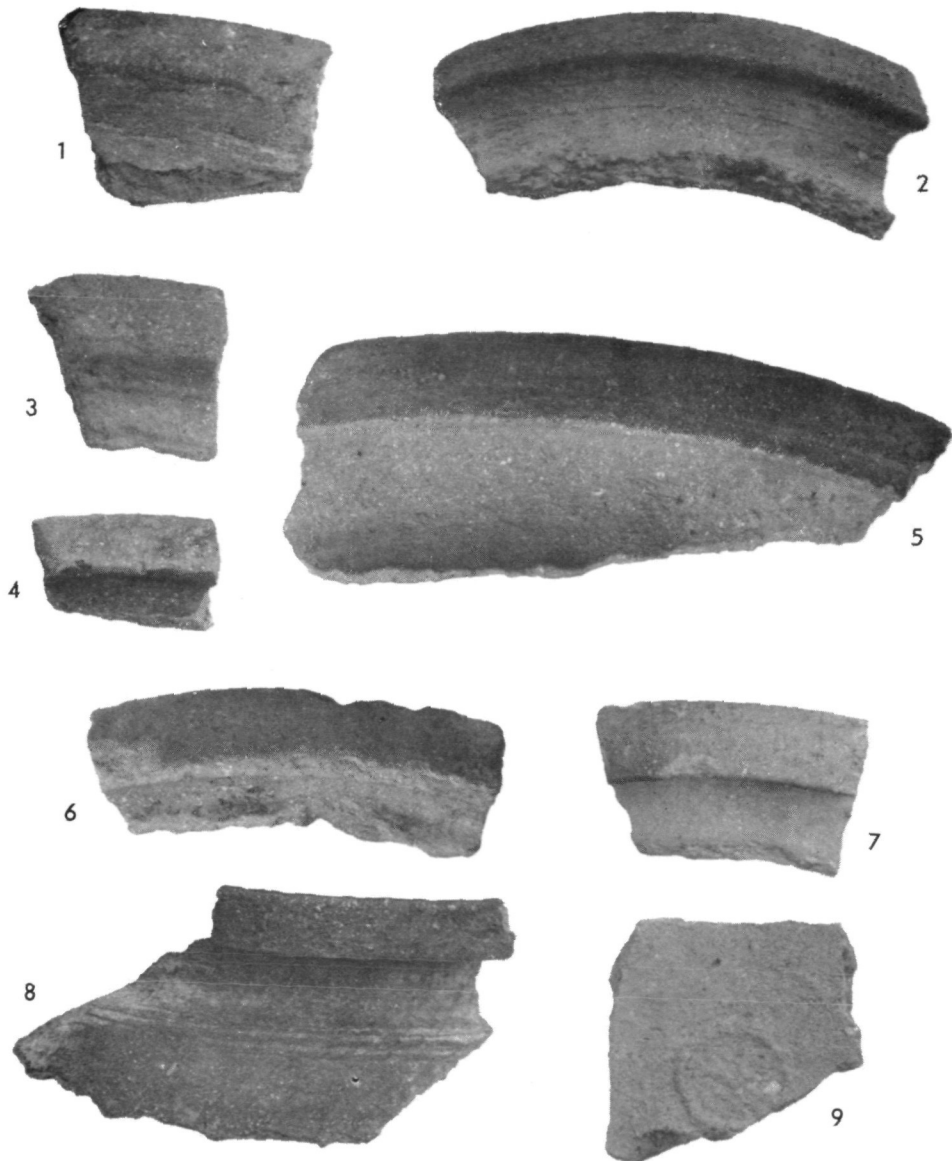
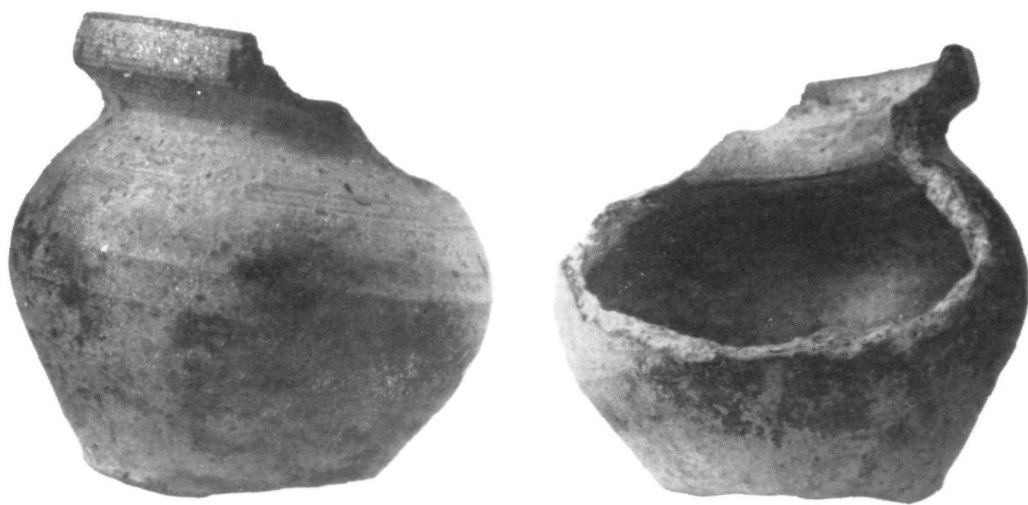


Abb. 14. Burgstall Steinbach bei Grieskirchen. Mittelalterliche Keramik (vgl. Textabb. 12)



Abb. 15. Burgstall Steinbach bei Grieskirchen. Mittelalterl. Dreifuß-Gefäß



Der Münztopf von Haibach (zu S. 233)